

Werk

Titel: Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

Jahr: 1896

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN312429568

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

LOG Id: LOG_0040

LOG Titel: II. Brautstand und erste Jahre der Ehe.

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN312429398

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



II.

Brautstand und erste Jahre der Ehe.

Winter 1805 bis Herbst 1807.

Ehe wir nach Kiel zogen, feierten wir in der mir schon so lieben Dorfkirche von Alten-Krempe das heilige Abendmahl, den 17. November 1805, wobei mir die geweihten Tage des vorigen Jahres sehr ergreifend vorschwebten.

Ungerner noch als sonst riß ich mich los von dem mir so sehr zusagenden ländlich-stillen Leben in Hasselburg; denn ein so einförmiges, fleißiges Leben habe ich immer vorzugsweise geliebt. Die regelmäßige Beschäftigung, mit der ich schon den frühen Morgen begann, wenn das ganze Haus noch schlief, und die nur unterbrochen ward durch Promenaden und Eßstunden, war mir äußerst behaglich. Es ward gelesen und dabei fleißig Handarbeit getrieben; schon seit Jahren schneiderte ich mir alle meine Kleider selbst, und diesmal gab es viel Vorbereitungen, weil der dänische Hof den Winter in unserem sonst doch nur kleinstädtischen Kiel durch seine Anwesenheit verherrlichen wollte. Das zwar verfallene, aber geräumige und prächtig gelegene Schloß ward zu diesem Zwecke erneuert, der holsteinische Adel zog schaarenweise nach Kiel, und Alles verhieß einen glänzenden Winter trotz der traurigen politischen Lage. Ich stückte mir mit einer Schnelligkeit, welche ich jetzt bewundere, ein Mull-Schleppkleid, die Taille recht reich, von derselben

herunter bis auf die Füße einen Montant und unten längs des Saumes eine breite Borte.

Vormittags nahmen wir uns religiöse und geschichtliche Bücher in mehreren Sprachen vor und machten Auszüge daraus, nachmittags dagegen mußten uns Dichter wie Milton, Young u. A. erfreuen, aus denen dann auch die schönsten Stellen abgeschrieben wurden, und abends nahm mein Vater mit uns einen Cyclus der für uns passenden Theaterstücke vor: Racine, Molière, Lessing, Schiller, Goethe, Alles kam an die Reihe, und Alles entzückte mich durch den herrlichen Inhalt sowohl, der mir eine neue Welt von Gedanken und Gefühlen eröffnete, als auch durch den lebensvollen Vortrag meines Vaters. Er war berühmt wegen seines schönen Vorlesens, und wie genoß ich das, wie glaubte ich mich dabei in das mir immer versagt gewesene Theater versetzt. Wirklich hatte ich noch nie eine deutsche Bühne gesehen; den Besuch der Kieler verboten mir meine Eltern ihrer gemeinen Mittelmäßigkeit halber ein für allemal, und erst im Mai 1812 in Prag sollte ich die Freude kennen lernen, einem guten deutschen Schauspiel beizuwohnen. Unterdeß war ich einmal in Kopenhagen im Theater gewesen und hatte in diesem letzten Frühjahr in Kiel eine aus vier Individuen bestehende französische Schauspieltruppe spielen sehen; Adolph et Clara, Le comédien sans le vouloir, das sind die Stücke, welche sich mir eingeprägt haben.

Ich sah nun meine Kieler Studentenjahre, wie ich sie scherzend nannte, als vollendet an, denn unser Hausherr hatte nicht nur sein Kuratel niedergelegt, sondern dieses Jahr sollte ich auch am Hofe präsentirt werden; und wie fürchtete ich diesen Moment, wie fürchtete ich das Leben am Hofe, denn schüchterner und blöder als ich konnte man in der Welt nicht sein. Ich habe lange Jahre nachher wahrhaft leiden müssen an schwer niederzukämpfender Blödigkeit, die mir noch, als man es wohl kaum mehr ahnte, manche Thräne erpreßt hat.

Der Monat Dezember in Kiel verstrich noch auf gewohnte einfache Weise; auf dem Schlosse ward noch nicht empfangen, aber ich empfand schon die Vorwehen des Hoflebens, denn ich mußte Karte spielen lernen, wofür sich bei mir weder Sinn noch Verstand zeigte. Ich hätte ganz dabei verzagen müssen, wenn mein kluger Vetter Wolf Baudissin nicht mein Unglücksgefährte gewesen wäre. Wir waren beim Erlernen des Spiels um die Wette ungeschickt und ungelehrig und mußten die

pedantische Breite des lieben Neventlow im Unterricht und die Heftigkeit meines mich sonst so verziehenden Vaters erdulden, und was das Schlimmste war, wir lernten doch nicht viel.

Wolf Baudissin hielt sich mit seinem ebenso vortrefflichen wie liebenswürdigen Hofmeister, dem nachher als Schriftsteller bekannt gewordenen Kohlrausch, studirens halber in Kiel auf. Beide waren ein vielgebender Zuwachs für unsere Geselligkeit. Wolf fand trotz seiner fleißigen Studien und der Besuche bei Hofe doch immer noch die Muße, seinen Cousinen (denn auch Josephine war dabei) allerliebste Vorlesungen zu halten. Die Auswahl dessen, was er las, sowie die Art seines Lesens waren reizend; zuweilen machte es ihm aber Vergnügen, unsere Einbildungskraft aufs Höchste zu spannen, so z. B. wie er uns den Geisterseher von Schiller vortrug und an der graulichsten Stelle die Lichter auslöschte.

Erst den 20. Januar 1806 fand die gefürchtete Vorstellung statt, und ihr folgten Feste, die ich in ihrer ganzen Neuheit mit großer Lust genoß. Den 28. Januar hatte die Ritterschaft sich vereinigt, um den Geburtstag des Regenten zu feiern. Die Töchter derjenigen, denen die Anordnung des Ganzen übertragen war, sollten den geliebten Prinzen empfangen und ihm die Glückwünsche des gesammten Corps überbringen. Die Baudissinschen Töchter, Charlotte und ich waren die dazu erwählten Damen, doch nahm man bei mir und bei zweien meiner Gefährtinnen nur die Füße in Anspruch und allenfalls die Arme, indem wir das geliebte Fürstenpaar tanzend umkränzten, während unsere Älteste, die schöne Julie Baudissin, vortrefflich gute Verse deklamirte.

Das Vergnügen eines Maskenballes war für mich etwas ganz Fremdes und sehr Unterhaltendes. Regelquadrillen, Götteraufzüge und dergleichen mehr drängten sich; auch meine Eltern waren maskirt, mein Vater stellte den Neptun, Better Wolf den Bacchus vor, Jeannette Hardenberg glänzte als Minerva, und ihre Stina war holdselig als Hebe. Meine nachherige Cousine Margarethe von Pleßen-Hedemann sah ich dort zuerst in irgend einem sie sehr gut kleidenden ländlichen Kostüme mit einem großen, ihr regelmäßig schönes Gesicht beschattenden Hut. Damals gewann mich ihre Schönheit nicht genug für sie, als daß ich in meiner Strenge ihren lebhaften Verkehr mit den vielen anwesenden, ihr zum Theil schon bekannten jungen Prinzen hätte gut

heißen können. Von einem dieser Prinzen jedoch, dem Herzoge von Holstein-Beck, ließ ich mich recht gern zum ersten Tanze führen, so sehr er mich auch in seiner Domino-Maske erschreckt hatte. Als der Saal sich erst zu füllen begann und wir vier Mädchen zwischen einigen Coulissen auf die Erscheinung des gefeierten Paares harrten, hatte er sich zu uns herangedrängt und uns erschreckt, doch sprach sein Auge von so reiner Güte und Unschuld, daß er mein Wohlwollen damals schon und fürs Leben gewann.

Zu unserem Leidwesen war der liebe Onkel Christian während dieser Feste abwesend, und zwar hatten ihn Geschäfte nach Berlin geführt.

Mündlich und schriftlich waren von allen Verwandten und Freunden Ermahnungen an ihn ergangen: er möge sich dort unter den Töchtern des Landes umsehen und beweibt wiederkommen. Man hatte ihm vorzugsweise die vier Dönhoff'schen, die fünf Neef'schen Töchter oder auch Pauline Neale genannt. Ich wußte darum und sah mit derselben Spannung wie die Uebrigen den Nachrichten hierüber entgegen. Die früher (im Sommer 1805) meiner lieben Mutter entfallenen Aeußerungen von dergleichen Wünschen hatten mir nicht den Eindruck einer Möglichkeit ihrer Verwirklichung gelassen. Diese ihre Wünsche waren nicht nur meiner Phantasie, sie waren auch meinem Verstande und sogar meinem Herzen fremd geblieben, sie gingen über meinen Ideenkreis, über meine Fassungs-gabe hinaus; deshalb ahnte mir nicht, daß sein Herz, dieses Herz von lauterstem Himmelsgolde, schon längst gewählt, aber in treuem Busen verborgen hatte, um die Erwählte zu prüfen, um zu beobachten, ob ihr Herz noch frei, ganz frei geblieben sei! Er erschien mir zwar hold, freundlich wie immer, aber fremder, und darüber klagte ich gegen meine Vertrauten und meinte, er fände seinen mir im Herbst 1802 (in einem Stammbuchvers) ausgesprochenen Wunsch: „Entfalte schöner und schöner dich“ nicht erfüllt, und wäre betrübt darüber! Wo ich ihn indeß bei den Unseren traf, wußte er mir einige liebkoisende Worte zu sagen, und einige Male führte er Charlotte und mich allein spazieren.

Im Beginn des Winters hatte ich mit ihm und Onkel Christian Stolberg bei dem jüngsten Sohne von Tante Milchen Gevatter gestanden. Der alte Onkel in seiner überströmenden Heiterkeit unterließ die Neckereien darüber nicht, daß es doch hart für ihn sei, mit mir zusammen Pathenstelle vertreten zu müssen, weil Gevattern sich nicht heirathen

dürften; indem er also sich anführte, sah er schelmisch zu seinem Neffen hinüber!

Ach! aber wie hinreißend war die Freude, der Jubel dieses theueren Greises, als es sich am Abend des 2. Mai dieses Jahres wie ein Lauffeuer in der Familie verbreitete: Christian und Elise haben sich verlobt! Und wie war dieses Ereigniß herbeigeführt? Mein Tagebuch aus jener Zeit erzählt es ausführlich. Doch blicke ich vielleicht jetzt mit noch tieferer Rührung auf jene Szene des 2. Mai zurück als in den Tagen der ersten Ueberraschung; mein ganzes Innere ist aufgelöst, wenn ich diese entscheidende Stunde an mir vorübergehen lasse! Diese Stunde, in welcher der hohe Mann, der gerade damals auf dem Krankenlager lag, mich, das junge Kind, in liebender Sehnsucht so bittend anredete, und wo ich, überwältigt von den auf mich einstürmenden Empfindungen, neben dem Sofa auf die Kniee niedersinke und mein Angesicht verberge! Er aber fährt fort in lieblichen Weisen von seiner Liebe, seinem Vertrauen, seiner Hoffnung immer nur bittend zu reden; auch die Dornen läßt er nicht unerwähnt, welche er vielleicht nicht aus dem Lebenswege seiner einstigen Gefährtin würde hinwegzuräumen vermögen, weil sie, so fürchtete er, zum Theil aus manchen Eigenheiten seines Charakters entsproßten. Er ist, so sagt er, von jeher einem Wechsel von trüben und drückenden Stimmungen unterworfen gewesen, die ihn dann zeitweise an den Boden fesselten! Viel hätte ich selbst darum gegeben, den Sprechenden nur einmal ansehen, ihn in meinem Blick die Antwort lesen lassen zu können, welche aus meinem Innern ihm laut, entschieden und fröhlich entgegentönte, die Antwort, daß mich nichts schrecke als die Furcht, ihm nimmer genügen zu können, als die demüthigende Ueberzeugung, seiner durchaus nicht werth zu sein. Aber meine Willenskraft ist gelähmt, gelähmt bin ich in meinen Bewegungen und gefesselt in jener ersten Stellung des Knieens neben seinem Lager! Er bittet, er fleht mich lieblosend, ich möge nur einmal aufblicken, ihm nur ein „Ja“ oder, wenn ich es nicht anders könnte, ein „Nein“ sagen! und endlich, endlich siegte er; jedes Zagen, jede Bedenklichkeit mußte weit hinter mich zurückweichen, denn seine holde Liebe überwindet jeden Widerstand einer an sich selbst verzagenden Demuth.

Schwester Milchen, in deren Salon er gebettet, die Vertraute seiner Absicht, ward herbeigewinkt. Sie brachte uns die süßen Erstlinge

des Jubels dar, des liebenden Entzückens, das uns bald von allen Seiten umringte, aus der Nähe wie aus der Ferne gleichermaßen auf uns einströmend. Zunächst lockte man meine Mutter nach der Seeburg heraus, ohne ihr jedoch einen Wink zu geben von dem, was dort vorgefallen war. Sie tritt daher ganz unbefangen in den Salon ein und erblickt, schon ehe ich auf sie zuzueilen vermag die Gruppe, welche wir bilden! Es erfolgt nun eine Scene, die meine Feder nicht zu schildern versuchen soll!

Meinem Vater wird ein Bote nach Haffelburg gesandt, andere Boten noch gehen im Lande umher! An demselben Abend des 2. Mai hat schon unser Kieler Kreis sich um uns versammelt. Dr. Brandis, der Hausarzt, kommt zu seinem gewohnten abendlichen Krankenbesuch, man stellt uns ihm als ein Brautpaar vor. Er antwortet kurz und trocken und spricht weiter, aber nur in ärztlicher Beziehung. Im Herausgehen flüstert er Jemandem aus der Gesellschaft zu: der Scherz wolle ihm doch ganz und gar nicht gefallen! „Scherz“, erwiderte der Angeredete, „nein, es ist hier von keinem Späß die Rede, sie sind wirklich verlobt!“

„Ist's möglich!“ ruft er aus, wendet sich zurück und ist nun ganz erregt in der freudigsten Theilnahme. Das Komische bei dieser Sache war, daß sein Bruder, durch unser Beispiel ermuthigt, sich tags darauf mit seiner Nichte, des Dr. Brandis Tochter, verlobte, die er lange geliebt, die zu heirathen er aber des nahen Verwandtschaftsgrades wegen für eine Unschicklichkeit gehalten hatte.

Die erste Spazierfahrt, bei welcher der Geliebte selbst die Zügel regierte und mich in dem Düsternbrook fuhr, einem schönen Walde am hohen Ufer, war köstlich und jeder Tag dieses Wonnemonats war ein Fest des Frühlings und der Liebe! Dennoch trübte ich mir thörichterweise einige dieser einzig schönen Stunden durch mein ängstliches Verzagen an mir selbst, indem ich, meiner künftigen hohen Stellung gedenkend, wieder allen Muth verlor. Der achte Tag nach meiner Verlobung ist mir noch in der Erinnerung als ein sehr banger und thränenreicher. Die Vorstellung von den meiner harrenden häuslichen Pflichten, besonders aber die Furcht vor meinen gesellschaftlichen und Hofpflichten war über mich gekommen. Meinem Geliebten konnte meine Bedrängniß nicht entgehen, vielmehr ergriff ihn ein sympathisches Bangen, ehe er noch die Veranlassung meines Zagens kannte; doch als ich

gebeichtet, was mich also erschüttert und in Thränen aufgelöst hatte, da erschien es ihm beinahe komisch, und er fühlte sich unendlich erleichtert; es fiel ihm auch nun gar nicht schwer, mich zu trösten.

Noch eines aber, leider etwas viel Wesentlicheres, warf einen Schatten in jene sonnigen Tage hinein: es waren die Thränen meiner lieben, bis dahin durch meine Verlobung so hoch beglückten Mutter, die jetzt aber bei jeder Erwähnung unserer Hochzeit in Strömen flossen. Diese Feier war auf Ende Juni festgesetzt gewesen, nun aber um ihretwillen verschoben bis in den August hinein. Dieser Aufschub beruhigte das arme sich vor der Trennung von der einzigen Tochter fürchtende Mutterherz. Ich dagegen wußte es nicht und ahnte in keiner Beziehung, was ich eigentlich wünschte, wenn ich meinem Geliebten in seinen Klagen über den Aufschub unserer Verbindung beistimmte! Die kurze Trennung von ihm, welche diese Verzögerung veranlaßte, drückte mich schon allzu hart. Ich währte auch damals noch, daß der ganze Zauber des Brautstandes mit in den Ehestand übergehe; aber daß dies trotz aller süßen Liebe, die der Verlobte mir geschenkt, die der Gatte mir nie, nie entzog, dennoch eine viel zu kühne Erwartung war, welche wie ein süßer Wahn zerrann, das werde ich später mitzutheilen nicht vermeiden können.

Unser Abschied in Windebye am 8. Juli war so wehmüthig schmerzlich, als gälte es ein Scheiden auf Jahre, und unser Wiedersehen in demselben Maße glücklich! Es fand am 23. Juli in Haffelburg statt, als der Verlobte von Seeland kommend über Heiligenhafen nach Kiel zu seinem Fürsten zurückkehrte. Er war in Bernstorff gewesen, hatte den Segen von Jochen und Sophie eingeholt und brachte von dort ein heiliges, auch für mich in meinem Namen abgelegtes Versprechen zurück, „die Kinder, in dem trostlosen Falle, daß Sophiens Ahnung einträfe und sie ihnen entrissen werde, als eigene Kinder unter unsere Flügel zu nehmen“. Ich erstarrte indeß bei dieser Nachricht. Sorge um Sophie und Bangigkeit für die übernommene Verantwortung überwältigten mich.

Am 16. August 1806 brachen wir von Haffelburg nach Einfeldorf auf, denn Reventlows hatten es sich nicht nehmen lassen, die Hochzeit auszurichten, weil die theure Tante das Kind ihrer Liebe und Sorge selbst dem Freunde übergeben wollte. Der Geliebte kam uns in Preetz

entgegen und fuhr mich von da bis vor Kiel in der Pirutsche. Am Lübchen-Baum trennten sich zum letzten Mal unsere Wege, der seinige führte ihn erst am nächsten Tage nach Emkendorf, wo wir in Liebe und Treue, in Erwartung vereint dem Tage entgegenzusehen, der vor dem Herrn uns verbinden und unsere gesegnete Ehe ihm heiligen sollte.

Die Familie fand sich zahlreich ein, Alle in höchster Theilnahme, die Jüngeren in fröhlicher Erwartung der Feste, die die Liebe der Wirthe so schön bereitet hatte. Auch Magnus, den guten, sah ich da zuerst wieder; er stellte sich mir in der ihm eigenthümlichen treuherzigen Freundlichkeit, aber doch mit nur halb zu verbergender Beschämung gegenüber, und so gute Freunde wir auch von da an waren und blieben, so berührte uns dennoch Beide die Erinnerung an die Vergangenheit etwas empfindlich.

Fritz und Nandine, Luise und Cajus, Milchen mit Mann und Kindern vollendeten den Kranz der Geschwister, in dem nur die Kopenhagener fehlten. Die Großmutter, welche jetzt auch meine Schwiegermutter ward, nahm unter den Gästen die erste Stelle ein.

Onkel und Tante Baudissin mit Susanne und Wolf, meine drei Freundinnen Josephine, Karoline und Gerhardine Gall, Onkel und Tante Stolberg aus Windebye, Heinrich Reventlow mit seiner Sophie, alle diese fanden Raum unter Emkendorfs gastlichem Dache.

Am 21. August um 2 Uhr schmückten mich die Mutter und Tanten mit dem aus Paris gekommenen Brautkleide (Gros de Naples mit Seide und Silber gestickt), und die jungen Freundinnen wanden mir die Myrthenkrone durch die reichen, damals noch dunkelblonden Locken. Der Schmuck von Kameen und matten Goldketten, welcher mein Brautgeschenk gewesen, vervollkommnete einen Anzug, der wohl kleidsam hätte sein mögen, wenn meine Rührung sich nicht in gar zu unaufhaltbaren Thränenströmen ergossen, mir die schon immer sehr rosigten Wangen und auch die Augen übermäßig geröthet hätte. Als der liebe Vater mich aber abholte, mich ein verstecktes kleines Treppchen hinaufführend, redete er mir sehr ernst zu und ermahnte mich mit einem fast strengen, mir von ihm so ungewohnten Ton, meine Rührung zu unterdrücken; wenn ich weinend vor den Traualtar träte, würde man meine Stimmung mißverstehen, mich für überredet halten können. So betrat ich denn mit gewaltsam errungener Fassung den imposanten Saal, in

welchem wir schon, in einem Halbkreis geordnet, die ganze Gesellschaft und alle Hausgenossen versammelt fanden. Den Mittelpunkt dieses schönen Kreises bildete das Ruhebett, auf dem die Hausfrau mit dem Ausdruck einer segenspendenden Heiligen ruhte. Sie war hinaufgetragen worden und sah zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben die eben vollendete obere Etage, welche durch diese Feier eingeweiht und späterhin nie wieder, auch nicht zu Festlichkeiten, benutzt worden ist.

Die Feier ward mit einem festlichen Choral eröffnet, dessen Eindruck vielleicht mächtiger auf die Anwesenden als auf uns Beide wirkte, die wir, von der heiligen Handlung selbst schon so ganz ergriffen, mit verschlossenen Sinnen nach innen gefehrt waren. Eben deswegen berührte uns auch weniger störend die schwache Predigt meines guten Pastors Struck, desselben, der mich eingesegnet hatte. Seine Traureden war wie so manche mit zu viel Persönlichem angefüllt. Der Geistliche, welcher aus seiner Kirche heraus in einen ihm imponirenden Kreis gerufen wird, vergißt gar zu leicht, daß er im Namen des Gottes dasteht, vor dem die Menschen alle nur arme Sünder sind; er vergißt, daß der Ernst und die Heiligkeit einer solchen Einsegnung beinahe denen eines Sakramentes gleichkommen, und läßt es daher an der ihr zukommenden Würde, an dem heiligen Ernste fehlen, den man schmerzlich dabei vermißt. Wir aber waren uns dessen bewußt, wir füllten uns selbst die Lücken seiner Rede aus und überhörten, was zu viel darin war.

Von meinen Gefühlen, von seiner Innigkeit, von seinem so tiefen Bewegung aussprechenden Blick, von seinen Thränen, von der Rührung der Einzelnen und des ganzen Kreises, von all diesem schweige ich lieber und erwähne nur, wie der freudige Segen der Eltern, die segnende Freude so vieler theuren, herrlichen Wesen uns unbeschreiblich wohlthaten. Bei all meiner bänglichen Herzensbewegung war mir's dennoch so gewiß, daß diese Wünsche und diese Gebete eine Mauer um mich, eine Hütte über uns aufbauten, in der wir sicher wohnen würden.

Die Sitzung an der Mittagstafel im unteren Gartensaal hätte der Gesellschaft lang erscheinen können, wenn nicht eine Munterkeit sie gewürzt, die zuletzt bei den zahllosen Gesundheitstößen fast zu lärmend wurde.

Die Gäste überboten sich in Toasten, zu allerletzt noch erhob sich Magnus mit dem Ausruf: „Dieses Glas noch für die neue Tante der Braut!“ Wie so, wer ist das? Antwort: „Quand j'épouse mon oncle, je deviens ma tante.“

Endlich ward die Tafel aufgehoben, und ein langer Zug wand sich wieder die große Treppe hinauf. Man erging sich in den schönen erleuchteten Salons, hörte ein Konzert mit an und sah zum Schluß des herrlichen Sommerabends vom Balkon aus ein Feuerwerk abbrennen.

Der sonnigste Morgen vereinte am 22. August den zahlreichen Kreis um einen langen, langen Frühstückstisch im Gartensaal. Nach eingenommenem Frühstück ließ sich die Hausfrau, Tante Zulchen, in den Garten hinaustragen, und wir durften uns an ihrer Seite niederlassen. Mutter und Großmutter blieben uns nahe, die ganze Gesellschaft setzte sich. Nun ertönte jenseits des Sees ein Marsch, und man sah in der Ferne einen bunten Zug sich fortbewegen, bald hinter den Büschen verschwindend, bald sich wieder zeigend. Gar schön nahm er sich aus, als er nun, uns gegenüber angelangt, über die Brücke zog, rechts um den Rasenplatz sich wandte, endlich vor uns Halt machte. Es waren der Schulmeister und die Schulmeisterin, die Dorfsältesten und Matronen, es waren uns verwandte Kinder, Brüder, Neffen, Nichten, aber auch manche der Kinder, die unter den treuen Flügeln der Mutter aller Armen und Bedrängten aufwuchsen, die Pflegekinder von Tante Zulchen. Sie alle brachten Gaben und schöne Wünsche dar, letztere waren ihnen in den Mund gelegt zum Theil von Reventlow, von seiner Julia und vom Onkel Christian Stolberg.

Die Ältesten des Zuges sprachen ermahnende Worte, der heiligen Schrift entlehnt, aus, sie hielten mir das Bild der vollkommenen Hausfrau aus Sprüche Salomonis, Kapitel 31 vor. Die Jüngeren durften ihre Liebe und Anhänglichkeit in Versen oder in Prosa aussprechen, und manche Rede ward von Rührung unterbrochen oder erstickt. Mein lieber kleiner Bruder, strahlend vor Wonne und stolz, den Onkel als Bruder anreden zu können, warf sich ihm mit einem Ausdruck in die Arme, den ich nie vergessen werde. Ihm war diese Anrede, welche er an jenem unvergeßlichen 22. August hatte sagen dürfen, so lieb, daß er sie neun Monate nachher, in der Nacht seines Sterbens, laut her sagte.

Die naive Empfindsamkeit dieser mir auch noch jetzt sehr anmuthig scheinenden Verse war damals noch gar nicht so aus der Mode wie in der gegenwärtigen Zeit. Sie verfehlte auch nicht, an jenem schönen Morgen eine allgemeine Rührung zu verbreiten. Ich warf mich in Tante Zulchens Arme, ich benetzte der Mutter und Großmutter Hände mit süßen Thränen und ließ mich dann von dem trauten Gemahl hinaufführen, wo mir ein stilles Stündchen in dem reizend für mich ausgeschmückten Kabinet sehr wohl that.

Unsere Wohnung war so behaglich wie schön; neben jenem Saal, in dem wir getraut worden waren, lag meines Mannes Zimmer, das sogenannte etruskische, daneben unser gemeinschaftliches, dessen gedämpfte lila Farbe dem Auge wohlthat, man konnte sie *gris de lin, amour sans fin* nennen. Die schmalen Basreliefs, die längs den Wänden umherliefen, störten mich nicht; ich hatte sie entstehen, bewundern, tadeln, umändern sehen; sie stellten die Hauptmomente aus der Geschichte des Telemach dar. Besonders gemüthlich war mir aber das so trauliche Kabinet, welches die Reihe der Gemächer schloß.

Ungern verließ ich die Ruhe dieses Feierstündchens, um an meinen Anzug zu gehen. Das blaß rosenfarbene Morgenkleid, mit dem feinsten gestickten Mull überzogen, mußte abgelegt werden; des anderen Anzugs erinnere ich mich nicht, es müßte denn ein weißer Perkal gewesen sein, mit weißen Rosen und grünen Blättern in Wolle gestickt.

Unter Donner und Blitz ward diese unschuldige Toilette vollendet. Ein furchtbares Gewitter entlud sich über unseren Häuptern, kühlte aber die Atmosphäre so herrlich ab, daß die Familientafel bei offenen Thüren nach dem Garten zu doppelte Erquickung bot. Abends wurden wir mit einem Ball überrascht. So unmöglich es schien, daß Emfendorfs weite, aber auch schon sehr gefüllte Hallen noch mehr Gäste aufzunehmen vermöchten, so fand sich doch noch eine junge Welt zu diesem Tanzvergnügen ein, und ich glaube, daß manch zärtliches Pärchen sich dieses Abends noch lange erinnert hat. Aber auch den unbefangeneren Gästen ist noch jahrelang nachher das Andenken an die ebenso gemüthliche wie schöne Feier sehr werth geblieben, und die ihr folgenden kleinen Festlichkeiten trugen einen durchaus lieblich heiteren und gemüthlichen Charakter.

Acht Tage waren uns kaum in dem schönen Kreis, zu dem ich nun erst so ganz gehörte, sehr genussreich verfloßen, als der Dienst meinen Mann nach Kiel zurückrief. Es mußte geschieden sein von den theueren Reventlows; die Trennung von der geliebten Mutter war schwer; der Vater kehrte nach Haffelburg zurück, dahin wollte auch meine Mutter bald folgen und mich auf der Durchreise in Kiel besuchen. Die anderen Gäste hatten sich meist schon entfernt.

Meine Tante, jetzt Schwägerin, Milchen Ranzau, begleitete uns nach Kiel, wo sie die Seeburg bewohnte, und führte uns in das von ihr bereitete Quartier; es war die unterste Etage des Eckhauses, des sogenannten Lilienkranschen Hauses, mit dem eingefetteten Platz davor, ganz in der Nähe des Schlosses.

Diese Lage war für meinen Mann, der täglich am Hof speisen mußte, höchst erwünscht und die Wohnung überdem bequem und hübsch: ein großes Schreibzimmer vorne, daneben ein Wohnzimmer, um die Ecke herum ein großes Schlafzimmer, darin noch ein Ausgang nach dem Flur, dann ein Saal, der freilich bei uns nur als Polsterkammer gebraucht ward, und meiner Jungfer Stube. Einen einzigen Fehler hatte das Haus, aber dieser eine vertrieb uns auch noch vor Jahresluß aus demselben. Es war die Feuchtigkeit, welche so groß war, daß jeden Morgen die Ecken des Zimmers und die Füße der Möbel von dem Schwamm gesäubert werden mußten, der allnächtlich darauf wuchs.

Dieser ersten gemeinschaftlichen Wohnung, der ich wohl gram sein kann, weil sie meines Mannes Gesundheit gewiß wesentlichen Schaden gethan hat, die uns aber doch unendlich freundlich empfing und in der er mich mit einer Innigkeit der Liebe umfing, wie sie nur ihm eigen war, erinnere ich mich mit sehr gemischten Gefühlen!

Er bewillkommnete mich in diesen Räumen als die Frau, welche darin schalten und walten sollte, und führte mich in diese meine neue Würde mit der lieblichen Mischung von Anmuth, Zärtlichkeit, Ernst und Schalkheit ein! Doch war es eben hier, wo ich nur gar zu bald den Ernst des Lebens, den Ernst der Ehe kennen lernte.

Der Brautstand mit seinem schwindelnden Glück, mit seinem betäubenden Zärtlichkeitsrausch verwandelte sich in einen mir fast allzu solid erscheinenden Ehestand. Mein tändelnder Geliebter war gar zu

plötzlich ein ganzer Geschäftsmann geworden, und ich fühlte es, er würde auch ein gestrenger Herr geworden sein, wenn ich mich nicht immer gleich und ganz unbedingt in seinen Willen gefügt hätte. Woher nun aber dieser ganz unerwartete Wechsel? Später bekannte er mir, daß ihn damals nicht nur die politischen Stürme ganz in Anspruch genommen hätten, sondern daß es auch Grundsatz bei ihm gewesen sei, mich nicht zu verwöhnen! Als er im vergangenen Sommer Bruder Joachim in Bernstorff gesprochen, hatte ihm dieser einen, ich hoffe nicht aus eigener Erfahrung entnommenen, Rath dringend ans Herz gelegt; dieser Rath einer, wie mir scheint, gefährlichen Weisheit hatte ihm die Bitte diktiert, doch ja nicht die Verliebtheit und das Hofmachen aus dem Brautstande mit in die Ehe hinüber zu nehmen, denn das werde für die Frau endlich ebenso unheilvoll wie für den Mann. Ich aber will jetzt, dreißig Jahre später, sagen und bezeugen, daß Joachim vollkommen irrte, und daß ich gerade im Gegentheil aus Erfahrung weiß, welch eine Klippe solcher Wechsel für das Glück einer Ehe werden kann! Wenn das unsere nicht daran scheiterte, so war es, weil des Trefflichen feste und sichere, treue und milde Hand unser Steuer lenkte, und weil unser Anker den einzig festen Grund gefunden hatte! Aber nichtsdestoweniger hat dieser unselige Vorsatz ihn und auch mich um einige Monate, wo nicht um Jahre des schönsten Glückes betrogen.

In späteren Zeiten kehrte es dann freilich wieder, in seiner ganzen überwältigenden Fülle, in seinem das Leben verklärenden Silberblick.

Unsere Niederlassung in Kiel war zwar hübsch, die Geschäfte meines Mannes und mehr noch sein Hofdienst brachten jedoch große Störung im Haushalt mit sich. Ich aß zumeist mittags allein, bis Reventlows endlich von Emsendorf in die Stadt kamen und es in ihrer theilnehmenden Liebe nicht dulden wollten, daß ich so einsam mein Mittagsmahl zu mir nehmen sollte; sie luden mich daher für alle Tage zu Tische ein. Ich benutzte diese Erlaubniß um so lieber, als ich wirklich zu bemerken glaubte, daß das Alleinsein während der Mahlzeiten mir nicht bekam, und ich hatte ja für mehr als eine Gesundheit, für mehr als ein Leben zu sorgen, denn jetzt regte sich ein zweites unter meinem dadurch unbeschreiblich beseligten Herzen. Die erste Ahnung eines solchen Segens war mir in den letzten Tagen des November aufgegangen.

Die Unseren, nämlich Milchen in Begleitung von Fritz und Nandine, waren erst eben vor meiner Hochzeit von ihrem Sommeraufenthalt in Pyrmont zurückgekehrt und hatten da die Königin von Preußen viel gesehen, sie bewundert und sehr lieb gewonnen. Sie waren Zeugen der bangen Unruhe gewesen, welche die zuletzt empfangenen Nachrichten aus Berlin ihr verursacht hatten. Ihre Abreise ward beschleunigt, und beim Abschiede fühlte man es dieser hohen Frau an, wie so lange Ahnungen ihr treues Herz beklemmten. Wie bald sollten sich diese Befürchtungen so schrecklich verwirklichen!

Dieses für mich so inhaltreiche Jahr 1806 brachte unserem deutschen Vaterlande die tiefste Erniedrigung. Wir folgten mit bitteren Schmerzen den Zeitereignissen.

Endlich kam die Kriegsunruhe auch uns Holsteinern näher; denn die Versprengung Blüchers und des Herzogs von Braunschweig-Dels nach dem benachbarten Lübeck setzte uns in große Aufregung. Man erwartete, sie bis nach Jütland vordringen zu sehen, und es war schon die Rede davon, ob wir Frauen nicht den Truppen aus dem Wege gehen müßten.

Doch siehe, da kam nur zu schnell die Nachricht von ihrer Niederlage, und wenn wir auch persönlich dabei gewannen, so betrauertem wir sie doch nicht minder!

Täglich sah man Flüchtende bei uns anlangen. Fritz und Nandine eilten mit zwei Kindern bei uns durch und ließen uns einen Eindruck tiefsten Mitgeföhls zurück, erregt durch die Erzählung der die Flucht begleitenden Umstände, welche uns mit wahrem Schauer ergriffen. Es erschien uns als ein unmittelbares Wunder des erbarmenden Gottes, daß wir die lieben Menschen gesund in unseren Armen hielten, nachdem sie Folgendes erlebt hatten: Die durch die Verfolgung Blüchers höchst aufgeregten Franzosen dringen mit Ungestüm in das Dreylütower Haus ein, entreißen dem einstweiligen Hausherrn, unserem lieben Fritz, die Weinkellerschlüssel; mehrere von ihnen stürmen die Treppe hinauf. Nandine hört das Waffengeklirr schon nahe an ihrer Thür, sie läßt ihr Bureau mit all ihren Pretiosen, welche die Franzosen auch rauben, offen stehen, ergreift die Kinder, eilt mit ihnen auf den Boden, und als sie auch da die Tritte der sie Verfolgenden vernimmt, versteckt sie sich unter einer Luke. In ihrer blinden Wuth durchsuchen die Franzosen den Boden, jedoch

vergebens; die unglückliche Mutter wagte kaum zu athmen! Hätte eines der kleinen Kinder nur den geringsten Laut von sich gegeben, so wären sie Alle verloren gewesen.

Als endlich im Hause wieder Stille eingetreten ist, schleicht Schwager Fritz sich hinauf und wagt es, mit seiner Frau und den Kindern die Flucht durch eine Hinterthür zu versuchen. Sie entkommen glücklich, von der schon einbrechenden Dunkelheit beschirmt, und finden in dem nächsten Walde unter freiem Himmel die einzige Zufluchtsstätte, wo sie mit einiger Sicherheit weilen konnten. Hier bringen sie ohne Schutz, ohne Bedeckung die kalte, nasse Octobernacht zu und sehen bei anbrechendem Morgen, zum Glück ohne von ihnen bemerkt zu werden, feindliche Marodeurs.

Ein treuer Diener, Karl Niemann, verschafft ihnen einen Leiterwagen, der sie nach Radow, dem befreundeten Döringschen Gute, bringt; von da stehlen sie sich weiter durch nach Holstein und setzen ihren Weg nach Kopenhagen fort. Doch auch dort harrten ihrer lange Zeiten, und es blieb diese Epoche eine solche der Prüfung für unsere zarte Mandine, der man gar keine Kraft wider die Stürme des Lebens zugetraut hatte.

Auch Amerika Bernstorff, geborene v. Niedesel, die Gattin des Veters Ernst Bernstorff von Gartow, kam mit ihren Kindern fliehend in Hasselburg an, wo mein Vater der Geängstigten ein Obdach und Weiterbeförderung bot. Bei uns in Kiel angelangt, glaubte sie den Hafen der Ruhe erreicht zu haben; doch auch ihr stand ein sorgenvoller Winter bevor, denn sie bezeugte sich als so treue Mutter und Pflegerin ihrer drei fast fortwährend kränkelder Kinder, daß sie sich nur selten die Zeit ließ, sich auszukleiden.

Meinen Mann führte seine Neigung wie die Ritterlichkeit seines Wesens alle Vormittage zu der schönen Cousine, die fern in der Vorstadt wohnte, und ich versäumte selten mehr als einen Tag, ohne zu ihr zu fahren, wo ich denn ihrer meist erzählenden Unterredung gern horchte.

Der Geburtstag des Kronprinzen, der noch in Kiel weilte, wurde am 28. Januar 1807 wieder glänzend gefeiert. Mir machte es Vergnügen, mich mit den schönsten Stücken meiner köstlichen Pariser Ausstattung zu schmücken, und oft sagte mir mein Spiegel zu meiner Ueberraschung, was bei meinem Erscheinen der allgemeine Ausruf verrieth, nämlich, daß die Toilette sehr wohl gelungen sei. Die eine gefiel mir besonders; es war

ein silberstoffenes Schlepplleid (ich tanzte nicht), welches zur Hälfte durch den vom Kopf herabhängenden Schleier bedeckt wurde. Zwischen den Locken auf der Stirn glänzte in mattem Schimmer eine Sévigné, und die Reihe echter Perlen, die einen Familienschmuck bilden, der schon seit Jahrhunderten auf die älteste Tochter übergeht, ward mir von meiner lieben Mutter um den Hals geschlungen.

Leider brachte der folgende Tag, der 29. Januar, der Familie einen großen schmerzlichen Verlust; ein Todesfall betraf sie, der erste nach zehn Jahren, und schlug eine Lücke, die nie, nie ausgefüllt werden konnte, wenn auch gerade ich berufen war, die Verstorbene zum Theil, aber ach wie dürftig, zu ersetzen! Die Ahnungen meiner theuern Tante und Schwägerin Sophie sind erfüllt; sie ist in Kopenhagen eine halbe Stunde, nachdem sie der dritten Tochter das Leben gegeben hatte, verschieden!

Ihr Gatte Joachim hatte an dem Hoffeste theilgenommen, das am 29. Januar in Kopenhagen zur Feier des Geburtstages Christians VII. gegeben worden war, der damals noch, wenn auch fern von der Residenz in Rendsburg lebend, dem Namen nach regierte. Ihn fesselte eine steife fürstliche Partie, als er Botschaft von dem Herannahen des ersehnten und zugleich so gefürchteten Moments erhielt, der seine geliebte Sophie von ihrer schwer getragenen Last entbinden sollte.

Man erlaubt ihm, sich zu entfernen; er eilt heim, findet schon das weinende Kindelein, findet aber auch die Mutter im Verschweiden und weint nun mit und für das Kindelein, weint bittere, nie ganz getrocknete Thränen! Sie blickt ihn noch einmal mit der ganzen Fülle ihrer innigen Zärtlichkeit an, und ihr treues Auge bricht.

Nun also ist der herzerreißende Moment da, wo die Erfüllung ihrer Bitte an uns herantritt, für ihre Kinder zu sorgen. Mein Mann rüstet sich, um augenblicklich nach Kopenhagen zu eilen, seinem Bruder zu Hülfe und Trost; doch in derselben Nacht fesseln ihn die eisernen Bande des Podagras, und es bleibt ihm nur die Möglichkeit, seinem Bruder schriftlich den ihm vor einem halben Jahre ausgesprochenen Wunsch der Seligen mitzutheilen und zugleich unsere Bereitwilligkeit, dieses heilige Begehren zu erfüllen.

Mandine hat die Sorge für das Kleeblatt bis auf Weiteres übernommen; sie, die holde Treue, und die theure Freundin Vottchen Ranzau

sind unermüdet um den Trauernden bemüht, der düster und wortlos, abgezehrt und theilnahmlos einhergeht, doch aber die Gegenwart der Frauen duldet und den geliebten Bruder gern um sich sieht!

Die Nachricht von der Schlacht von Eylau, am 8. Februar, wird mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen, und der verdunkelte Hoffungsstern erglänzte wieder, wenn auch nur in mattem Schimmer! Wunder der Tapferkeit sind geschehen; man möchte sich einreden, daß der Sieg auf Seiten der befreundeten Partei geblieben sei; aber der Friede von Tilsit im Juli macht allen Hoffnungen ein Ende. Man folgt im Geiste dem unglücklichen Königspaar später an den befreundeten Petersburger Hof und seufzt darüber, daß hier auch die Natur gegen dasselbe verbündet zu sein scheint; denn die unerhörte Kälte erschwert die Reise, und die Feierlichkeiten des Empfanges werden dadurch sehr lästig. Die im Spalier aufgestellten Soldaten müssen nach Kommandowort ihre Ohrenfutterale auf- und absetzen. Aber des flüchtigen Königs hohe, seiner schönen Gemahlin sanfte Würde gewinnt und erwärmt Aller Herzen, und nach drei Wochen sieht man sie ungern scheiden. Tausend begeisterte Wünsche und der Gedanke, das erlittene Unrecht rächen zu dürfen, begleiten sie!

Der 9. März dieses Jahres 1807 ist für unseren in Kiel versammelten Kreis zu einem zweifach wichtigen, zu einem heilbringenden Tage geworden!

Charlotte Clausewitz litt schon längere Zeit an Krämpfen, die zuletzt alle Abende mit solcher Heftigkeit wiederkehrten, daß meine Mutter und Neventlow sich nicht getrauten, sie einen Moment allein zu lassen, und dabei über die Maßen selbst litten; da hatte Karoline Gall eine sympathetische Kur begonnen und verhieß völlige Heilung nach drei Wochen.

Seitdem ist unsere Erwartung auf diesen 9. März gespannt, als den Tag, wo die Krämpfe mit einer furchtbaren Krisis zum allerletzten Mal erscheinen sollen. Und so geschieht es; die Kranke liegt eine Stunde in todähnlichem Starrkrampf, erhebt aber aus demselben als eine Genesene!

Ist nun hier in der Behausung des Jammers auf so wunderbare Weise Ruhe, Friede und Freude eingetreten, so wird die Freude darüber den ganzen, in die größte Sorge gestürzten Familienkreis und gewiß

Niemanden mehr als mich beglücken. Doch während der verhängnißvollen Stunde hat man mich entfernt, um mir die Spannung derselben zu ersparen. Eine Gemüthsbewegung anderer Art bleibt mir indes nicht erspart, denn der Onkel-Schwager Magnus hat mich, gerade mich, erwählt, um — ja man glaube mir's nur —, um für ihn, den mir ehemals abtrünnigen Geliebten, jetzt aber sehr treu ergebenen Freund, die Bewerberin bei einer neuen Geliebten zu machen. Ich soll Josephine Baudissin, Tochter der Baudissins von Knoop, Gefinnungen für ihn erforschen und habe sie zu dem Zwecke in meine Wohnung locken müssen, wo er, durch einige Zimmer getrennt, der Entscheidung entgegenbangt. Nach einigem Sträuben erlaubt sie mir, den Harrenden zu ihr einzulassen; bald nachher fliegen sie vereint in meine Arme! Auch mein Mann ist hereingetreten, er bewillkommet die neue Schwester mit der ihm so eigenen holden Freundlichkeit, eilt aber dann zu den Eltern, um bei ihnen für Magnus zu werben. Des vortrefflichen, aber stets etwas blöden alten Baudissin stotternde Antwort verliert sich in freudiger Bestürzung, und nur immer und immer werden die Worte laut: „Viel Ehre, viel Ehre!“ Die beredtere Mutter aber folgt meinem Manne sogleich mit zu uns! Das Brautpaar fordert knieend ihren Segen, und wir Alle eilen in das Reventlow'sche Haus, um auch den Segen der herrlichen Schwester, Tante und Freundin, Julia Reventlow, einzuholen.

Schon im April zog sich eine dunkle Gewitterwolke über unseren Häuptern zusammen. Vielleicht würde sie mir länger unbemerkt geblieben sein, wenn mein Mann mir nicht recht absichtlich mitgetheilt hätte, wie sehr drohend sie ihm erschiene. Mein Bruder André, der sonst so kräftig aufblühende Knabe, klagte viel, ohne daß es gelang, eine bestimmte Krankheitsursache festzustellen. Da verstummte er und versiel in einen trüben und nachdenkenden Ernst. Eines Morgens frühe, noch ehe im Reventlow'schen Hause der Tag angebrochen war, sah ich den hochemporgeschossenen schönen, in seiner Haltung so edlen Knaben mit seinem von ihm unzertrennlichen großen Windspiel auf unsere Wohnung zueilen. Er machte sich oft eine Freude daraus, die Briefe, welche mein Mann besorgen sollte, selbst zu überbringen. An diesem Morgen nun legte die längst gehegte Besorgniß um ihn uns sogleich die Frage auf die Lippen, wie er sich befinde; da zeigte er, ohne ein Wort zu sagen, seine dickgeschwollenen Hände! Von diesem Tage an verbreitete sich die

bedrohliche Geschwulst weiter und weiter, bis er sich den 1. Mai endlich legen mußte. Nun hofften mein Mann und ich von der Bettwärme, verbunden mit sorgsamster Pflege, eine günstige Entscheidung für den Zustand unseres Patienten, und wirklich scheint diese Hoffnung sich zu erfüllen; wir freuen uns schon am 9. Mai, dem Geburtstage der lieben Mutter, seiner scheinbaren Genesung, und wir erwarten nun in neu erwachter Heiterkeit den Morgenbesuch der Schwester Milchen, um den Bescheerungstisch aufzubauen. Statt ihrer kommt uns aber die Botschaft, ihr kleiner Karl, mein Pathe, sei erkrankt. Tags darauf ist er todt.

Nach unsäglichen Leiden und den wunderbarsten Phantasien schloß auch André die lieben schönen Augen in der Nacht vom 1. auf den 2. Juni, und dies war der erste Schlag, welcher neben mir ein geliebtes Wesen dahinraffte, der erste mir so nahetretende Schmerz. Ich fühlte den dreifachen Verlust, ich fühlte ihn mit herzzerreißendem Weh!

Mein lieber André ruht in unserer jetzt verlassenen Familiengruft der alten Krempner Kirche; er ganz allein.

Seitdem war meinem Vater Hasselburg mit seinem mühevollen Leben gänzlich verleidet; er suchte Zerstreuung im königlichen Dienst, seine eigenen Angelegenheiten erlitten dadurch den größten Nachtheil, und Hasselburg mußte endlich verkauft werden.

Meine unglückliche Mutter floh schon während der ersten Schmerztage nach Windebye in die Arme des Christian Stolberg'schen Ehepaars, welches an ihr, dem Kinde, Elternstelle vertreten hatte.

Doch schon einen Monat darauf, in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli, wird sie zu mir abgeholt, die ich, leider unheilbringend früh, von meinem Stündlein übereilt worden bin. Ich gleite hier schnell über eine sehr, sehr bange Epoche meines Lebens hinweg, deren herber Schmerz sich jedoch noch weit über die folgenden Jahre hinaus erstreckt hat. Die Frieseln grassirten in Kiel; meines Bruders räthselhafte Krankheit war wahrscheinlich nichts Anderes als ein versteckter Scharlachfriesel gewesen. Viele Wöchnerinnen waren ebenfalls ein Opfer derselben geworden; daß meine verfrühte Entbindung damit zusammenhing, entdeckte man jedoch erst, als ich in der Nacht darauf unerwartet, ja unerklärlich schwer erkrankte, meine Besinnung für acht und mehr Tage verlor und wie eine Rasende tobte. Begießungen mit kaltem Wasser trieben endlich, als mein Leben schon von mehreren Ärzten aufgegeben war, den Friesel

heraus, und ich war wie durch ein Wunder gerettet! Doch als ich wieder zu mir selbst kam und der süßen Stimme meines Knaben lauschen wollte, o weh, da war sie für immer verstummt! Diese holde Erstlingsblüthe war nicht als ein Opfer der Frieseln gefallen, nein, die ungeschickte Hülfe der Kieler Aerzte hatte dem kleinen Liebling nach wenig Tagen eines vegetirenden Zustandes das junge Leben geraubt; und dies würde meinem Schmerz einen Stachel nie zu überwindenden Wehs verliehen haben, hätte ich nicht gelernt, mich unbedingt in Gottes Willen zu ergeben, ja diesen Willen als den der väterlichsten Liebe anzubeten, auch da, wo er so tiefe Wunden schlägt. An mir selbst hatte jedoch Brandis eine große Kur ausgeführt, eine Kur, welche sehr wichtig in den Annalen der Wissenschaft ward, weil zum ersten Mal die kalten Waschungen angewandt wurden. Für unser Haus war aber die Noth noch nicht überwunden, denn als ich aus der Gefahr gerettet war, legte sich der ganze weibliche Theil der Dienerschaft und auch meine Mutter, die treueste Pflegerin; sie hatte die Frieseln sehr stark, und ich war noch nicht im Stande, sie zu pflegen.

Endlich saßen wir Beide als Genesene in unseren Großvaterstühlen, als ein alter Bekannter meiner Mutter gemeldet wurde; es war General Dörnberg, dieser Spiegel der Ritterlichkeit, dieser Löwe im Kriege, bei Lammesfanstmuth im Frieden, dieses Muster eines Gatten, Vaters und Freundes, den ich zum ersten Mal sah. Hatte Dörnberg das infizirte Haus nicht gescheut, so ward es von Anderen desto mehr gemieden, und nichts unterbrach die einförmigen Sitzungen der Genesenden als zuweilen die liebe Erscheinung unserer ebenfalls noch der Pflege bedürftenden Freundin Charlotte Rangkau. Sie war, sollte man es glauben, aus dem Krankenhause, wohin sie sich mit ihren zwei ältesten Töchtern freiwillig in jener Zeit der Seuche geflüchtet hatte, entflohen, um zu uns zu kommen.

Sie fand bei uns aber nicht nur zwei, sondern drei Rekonvaleszenten, denn bei meinem geliebten Mann war der Erbfeind, die Sicht, eingelehrt. Die vielen Gemüthsbewegungen in dieser Zeit der Familienunglücksfälle hatten ihm einen Podagraanfall zugezogen. Nachdem er das Bett verlassen, schlugen meine Mutter und ich unsere Wohnung bei ihm auf, und zwar neben dem Sofa, das sein Krankenlager geworden war. Lottchen Rangkau vereinigte sich täglich mit uns bei dem theueren Kranken

und wußte in ihm neues Leben, eine lang verstummte Heiterkeit mit der ihr so ganz eigenen Gabe des munteren Geschwätzes wieder zu erwecken.

Endlich kehrte jedoch die tiefste Stille bei uns ein. Die Freundin ist heimgezogen, mein Gemahl hat sich als Genesener wieder in seine Geschäfte vertieft; er bleibt nun mehr und mehr an seinen Schreib- oder an des Herrn Konseilstisch gefesselt. An uns aber, die wir uns noch in unseren bequemen Sesseln von der Angegriffenheit nach doppelter Krankheit ausruhen, gleiten die Stunden in großer Einförmigkeit dahin. Doch bald wird die Ruhe unserer Tage gestört; es wird immer unruhiger um uns her.

Der traurige Friede von Tilsit war geschlossen; wir Dänen aber stehen noch immer neutral mit unserem zusammengezogenen Heer in Holstein, einen Kordon bildend gegen jeden Feind, als der englische Gesandte Jackson mit einer Botschaft von seinem Hofe an dem unseren jetzt in Kiel weilenden erscheint, die wahrlich ihres Gleichen an Härte und Unverschämtheit sucht. Er behauptet nämlich im Namen seines Kabinetts und besteht auf seiner ebenso dreisten als unwahren Behauptung, daß Dänemark im Geheimen ein Bündniß mit Frankreich eingegangen sei, wonach es demselben seine Flotte verkauft habe; damit nun aber die Seemacht des Feindes nicht auf die Weise verstärkt werde, sähe England sich in die Nothwendigkeit versetzt, dieser Flottenübergabe zuvorzukommen, indem es sich selbst derselben bemächtige. Ob dies nun mit Gewalt geschehen solle, oder ob man es vorzöge, hier eine Komödie gegen Frankreich zu spielen, das werde der Entscheidung der dänischen Regierung anheimgestellt.

Dies ungefähr war der Inhalt der schmählichen englischen Propositionen, und diese so ehrenrührigen Vorschläge wurden in einer am 8. August 1807 in dem Zimmer neben dem meinen gehaltenen Konferenz vorgetragen. Mein tief gekränkter Mann hatte seine Entrüstung gemäßigt, solange Jackson das Wort führte, so daß wir gar nicht aufmerksam auf diese Unterredung geworden waren. Auf einmal aber wallte sein edler Zorn auf, es bricht ein Sturm Alles fortreisender Gegenrede hervor, und wir verstehen, ohne zu lauschen, jedes Wort seiner schönen, wenn auch gewaltigen Antwort, wovon der oft wiederholte Refrain also lautete: „Lieber mit Ehren untergehen, als auch nur

noch eine Stunde länger auf solch einer Basis von Ungerechtigkeit und Unwahrheit verhandeln!“

Jackson wird endgültig aus Kiel abgefertigt, nachdem er Dänemark auf diese empörende Weise den Fehdehandschuh hingeworfen hat; doch seine Entfernung giebt nur das Zeichen zu großer Bewegung. Mein Mann eilt aufs Schloß, kehrt zurück, eilt wieder hin und verhehlt mir nicht, daß er wahrscheinlich unverzüglich nach Kopenhagen aufbrechen werde.

Am Abend des 9. August hatte jedoch endlich der Kronprinz den einzig richtigen Beschluß gefaßt, den nämlich, in eigener Person nach Kopenhagen zu gehen und sich dort an die Spitze der Vertheidigung zu stellen, während mein Mann an dem Hoflager zu Kiel verbleiben sollte, damit sein Herr nicht etwa von dem Kontinent und den dort zu führenden Verhandlungen abgeschnitten werde.

Am 10. August reist der Kronprinz, von unseren heißen Wünschen begleitet, ab; diese Wünsche, diese Gebete bleiben aber leider unerfüllt, denn der Prinz hatte schon zu viel Zeit verloren. Er findet den Belt gänzlich gesperrt und kehrt bald in sein Hauptquartier nach Kiel zurück. Dies hat aber bei dem herrschenden Wirrwarr kaum noch eine Bedeutung; der Kordon hemmte nachgerade nur noch den dänischen Regenten, und die trostlosen Verwickelungen, in welche er sich gestürzt sieht, treten erst recht grell hervor dadurch, daß er von seiner Residenz abgeschnitten ist.

Die Nachricht von der feindseligen Stellung Englands gegen uns war kaum in Kopenhagen angelangt, als man auch schon die mächtige englische Flotte im Kattegat signalisirt hatte und die Küstungen allgemein wurden. Die Lage Kopenhagens war so schrecklich, daß es Joachims Herz zerriß, es verlassen und dem Befehl, der ihn nach Kiel rief, gehorsam sein zu müssen. Fritz und Mandine befanden sich aufs Neue in der äußersten Verlegenheit. Sich ein zweites Mal einem feindlichen Ueberfall aussetzen, schien ihnen nach der gemachten Erfahrung ganz und gar unmöglich, und doch hatte Mandine sich noch kaum von dem schweren Wochenbett (am 4. Juli 1807 war ihr eine Tochter geboren), welches ihr Leben bedroht hatte, erholt. Dennoch brachen sie auf und langten im August 1807 glücklich mit ihren und Joachims Kindern in Emfendorf an. Mir brannte der Boden unter meinen Füßen von dem Augenblick an, wo ich die drei lieben verwaisten Kinder, welche von nun

an die meinen sein sollten, in Emfendorf wußte. Hatte ich sie doch schon von frühe an mit fast mütterlicher Zärtlichkeit geliebt.

Henriette war mir bei ihrer Geburt ans Herz gelegt worden, und Marianne hatte sich im Sommer 1804 in Hasselburg tief in dasselbe hineingelächelt und hineingeweint, denn um das holde, aber weinerliche kleine Wesen zu beruhigen, hatte ich sie stunden-, ja tagelang umhergetragen. Nun weilten sie in meiner Nähe; mein Herz klopfte ihnen mit Ungeßüm entgegen, doch fürchtete man immer noch die Ansteckung, so daß ich sie erst in den letzten Tagen des September aufsuchen durfte. Endlich, zur Feier von Henriettens Geburtstag, am 29. September, bringt mein Mann mich nach Emfendorf, dem ersehnten Ziel meiner Wünsche. Nach so vielem Erlebten konnte das Wiedersehen mit den Geliebten dort nur sehr bewegend sein. Diesmal jedoch beschäftigte mich das holde, rührende, verwaiste Kleeblatt fast allein, und das erschütternde Bewußtsein der Aufgabe, die ich von jetzt an übernahm, brachte beinahe jedes andere Gefühl zum Schweigen. Die drei kleinen, allerliebsten, holdselig-freundlichen Wesen sprachen mich unendlich an, und waren die beiden Ältesten schon längst meines Herzens Lieblinge gewesen, so blieb Sophie von nun an nicht in dieser Liebe zurück. Sie waren alle Drei so verschieden und doch Alle so reizend, Sophie so rührend hübsch durch die dunkeln schwarz bewimperten Augen, die aus dem blendend weißen Gesichtchen hervorleuchteten, wie die schwarzen Schleifen sich hervorhoben auf dem blüthenweißen Anzug der kleinen Waise. Noch einmal mußte es dennoch geschieden sein, aber nur für acht Tage; denn dann wollte Nandine mir die kleinen Schätze bringen.

Um aber künftig nicht allein zu stehen bei Erfüllung der mir gewordenen Aufgabe, um nicht allein eine so schwere Verantwortlichkeit zu tragen, um stets Rath und Hülfe zur Seite zu haben, hatte ich meine Augen auf Gerhardine Gall, die Nichte meiner lieben Karoline, gerichtet, als Miterzieherin meiner drei Lieblinge. Ihre Lage war schwierig, und so sah sie es als eine günstige Fügung des Geschickes an, in eine so vortheilhafte Stellung, wie wir sie ihr boten, eintreten zu können. Unsere Freundschaft erleichterte ihr außerdem diesen Entschluß um Vieles, und gewiß hat sie sich bei mir niemals eigentlich abhängig, nie in einer untergeordneten Stellung fühlen können.

Ehe ich indefs diesen lieben Zuwachs meines Hausstandes empfangen konnte, mußte ich meine Mutter, an deren stündlichen, so viel gebenden Umgang ich mich wieder so sehr gewöhnt hatte, von mir wegziehen sehen. Das war eine schwere Trennung, über die mir nur das große Interesse des Augenblicks ohne allzu herben Schmerz hinweghalf. All meine Gedanken und Gefühle waren in dem, was ich jetzt zu leisten hatte, konzentriert; ich fühlte mich zugleich unbeschreiblich beglückt und namenlos geängstet durch die Größe der Aufgabe, die ich übernommen hatte. Mein Mann theilte mein Interesse, meine Sorge, meine Liebe, meine Bestrebungen im Großen und Allgemeinen. Er war aber jetzt viel zu sehr in Anspruch genommen von der Krisis, in welcher sein Vaterland schwebte, um mit mir in die Einzelheiten einzugehen.

Am 7. September hatte sich Kopenhagen dem Feinde ergeben, und mit der Hauptstadt fiel auch die dänische Flotte in die Hand der Engländer, die mit ihr nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt in und um Kopenhagen abzogen.

Sowie Seeland geräumt war, wollte der Kronprinz dorthin zurückkehren. Er faßte diesen Entschluß plötzlich und hatte ihn meinem Mann, der ihn begleiten sollte, mitgetheilt, als wir eine Fahrt nach Emkendorf vornahmen, um meine Mutter dort zu besuchen. Damit ich die Wohlthat dieses Wiedersehens und Beisammenseins in völliger Gemüthsruhe zu genießen vermöchte, theilte mein theurer Mann mir obigen Beschluß erst während unserer Rückfahrt mit und stellte es mir ganz anheim, ob ich in so später Jahreszeit noch die lange Reise unternehmen wollte. Ohne anzustehen, entschied ich mich für Ja.



Spätherbst 1807 bis Herbst 1809.

Ich bereute meinen Entschluß nicht, er hätte ja wohl nicht anders ausfallen können und dürfen; aber die Reise war äußerst beschwerlich und ängstlich, die Wege schauerhaft, die Kinder und Leute krank, mir selbst recht jämmerlich zu Muth. So kamen wir in kleinen Tagereisen

bis an den Belt und am 24. November endlich glücklich in Kopenhagen an.

Joachim war auf Befehl des Regenten noch in Kiel zurückgeblieben, theils um in größerer Nähe den Ereignissen in Deutschland besser folgen und sein Kabinet schnell davon in Kenntniß setzen zu können, theils vielleicht auch, weil man einen so treuen Diener fortwährend am Hofe der Kronprinzessin wissen wollte, welche in Erwartung ihrer Wochen in Holstein verweilen mußte. Da wir nun des lieben Bruders Exil bald beendet hofften, wollten wir aus Schonung für seine Gefühle die Wohnung zu ebener Erde, in der Sophie verschieden war, nicht beziehen und hatten uns deshalb in die Beletage logirt. Dadurch war nun freilich die hübsche Flucht von Repräsentationszimmern sehr gestört. Den Ballsaal, mit dem diese Reihe auf der einen Seite endete, hatten wir abtheilen lassen zur Kinder- und Mädchenstube; zwei daran stoßende Zimmer bewohnte Gerhardine mit den größeren Kindern. Der schöne Salon dagegen mit den goldenen Löwen und dem köstlichen Fußteppich gab mein Wohnzimmer ab. Die zwei kleinen Zimmer, womit die Reihe nach der anderen Seite hin endete und die wieder nach dem Flur einen Ausgang hatten, wurden meine Schlaf- und Toilettenzimmer. Eben diese beiden kleinen Zimmer, welche ein freundliches abzusonderndes Appartement bildeten, hatten wir im Jahre 1803 mit meiner Mutter bewohnt; an denselben und an dessen bröckeligen Stühlen hafteten viele kindliche Erinnerungen, besonders die an eine komische Furcht vor dem gestrengen Herrn Haushofmeister Bevers, der oft hereingekommen war, um den Zustand der Möbel zu prüfen, und dann mit viel übler Laune jeden angerichteten Schaden bemerkte. Meines Mannes Schreib- und Empfangszimmer lagen eine Treppe höher, daneben befanden sich die Joachims. Bei der einzig schönen und wunderbar eng verbundenen Geschäftsstellung, in der sie zueinander standen, durften keine hindernden Räume sie trennen.

Hier in Kopenhagen, wo wir den 24. November 1807 angelangt waren, hatte ich mir nun eine neue Häuslichkeit zu bilden. Sie konnte viel ruhiger sein als die in Kiel, wo außer dem Kreise der Verwandten eine beständige Ebbe und Fluth war, theils von den Familien der Nachbarschaft, welche häufig durch Geschäfte nach Kiel geführt werden, theils von den Reisenden von und nach Kopenhagen.

Diese Ruhe benutzte ich nun sogleich, um mir einen Beschäftigungsplan zu entwerfen, den ich mit Gewissenhaftigkeit und Eifer befolgte. Ich rechne mir aber gar kein Verdienst dabei zu, weil solche eifrige Thätigkeit von jeher meine Passion war. Die Vorstellung, daß ich um meiner Pflegekinder willen Alles thun müßte, was in meiner Macht stünde, um meine sehr unvollkommene Bildung zu vollenden, trug allerdings zu meinem jetzigen Fleiß bei; indessen hatte die natürliche Neigung vielleicht einen noch größeren Antheil daran. Da meine Blödigkeit mich nur zu oft hinderte, andere Zerstreuungen zu suchen, der Gemahl auch mein eingezogenes Leben gern sah, so suchte und fand ich in diesem übermäßigen Fleiß Erheiterung und Genuß, wengleich sich von außen her manches Quälende in mein sonst ganz glückliches Leben eindringen wollte.

Die Kümmernisse dieser Zeit waren zuerst das bittere, mir von Tag zu Tag schmerzlicher werdende Vermissen eines eigenen Kindes, sodann die Verpflanzung auf fremden Boden, aber vor Allem die bange Sorge, der großen Aufgabe, welche mir gestellt war, nicht gewachsen zu sein; denn ich sollte Mutter von drei Kindern sein und fühlte mich an Erfahrungen noch ebenso jung wie an Jahren. Endlich quälten mich sogar auch Sorgen der Haushaltung mehr als in Kiel, wo ich jede Einzelheit noch allein hatte besorgen können. Hier sah ich mich an der Spitze eines großen, nur zu gut organisirten Haushalts. Der französische Koch, der mir ehemals schon so streng erschienen, imponirte mir, mehr noch der Haushofmeister Bevers, dessen Frau, eine Vertrauensperson, mir eigentlich jede Mühewaltung abnahm; aber eben deswegen blieb mir das drückende Gefühl der Fremdheit im eigenen Hause.

Dem so ideal gedachten Verhältniß mit Gerhardine fehlten keine Dornen ebenso wenig. Zwar hat, Gott sei es gedankt, nie die allgeringste Störung in unsere Freundschaft eindringen dürfen; ihre Stimmung aber litt durch die einförmige, ihr viel zu abgeschlossen erscheinende Existenz, die ich freilich mit wenigen Ausnahmen theilte, ohne mich dadurch gedrückt zu fühlen, ohne etwas zu vermissen. Doch jetzt, wo auch ich die Reize eines bewegteren Lebens kennen gelernt habe, welches durch vielseitigen Umgang gewürzt ist, fühle ich es ihr besser nach, daß sie das Leben in unserem Hause etwas einförmig fand. Unsere beiden Herren wußte sie wohl zu würdigen, bedauerte aber vielleicht

desto lebhafter, daß sie sie immer nur in einem geistigen Negligee, nur ermüdet von Geschäften sah. Etwas mehr Umgang, mehr Verkehr der Geister wäre für uns Alle wünschenswerth gewesen; aber ich ahnte kaum etwas von solcher Entbehrung und meinte, Gerhardine müßte ebenso befriedigt sein wie ihre Freundin. Wenn mir schon damals die Welt- und Menschenkenntnisse zu Gebote gestanden hätten, welche ich jetzt gesammelt habe, so würde ich von vornherein erkannt haben, daß, auch abgesehen von dem Mangel an Geselligkeit, meine Freundin sich in Manches nie würde zu schicken vermögen, daß meine Freundschaft, meine warme Liebe, daß auch die zuvorkommende freundliche Behandlung meines Mannes dieses edel geborene und sehr adelig und unabhängig denkende Mädchen nie über ihre eigentliche Stellung täuschen konnten. Sie fühlte sich beengt durch die Gebundenheit ihrer Lage, und diese Gebundenheit zu lösen, mehr Abwechslung in ihr Dasein zu bringen, das lag nicht in meiner Macht; denn hatte sie es einmal übernommen, meine Stellvertreterin bei den Kindern zu sein, so oft ich durch andere Pflichten von ihnen getrennt wurde, dann konnte sie keine Geselligkeit außer dem Hause aufsuchen, dann mußte sie zurückgezogen leben; das sah sie selbst vollkommen ein und führte keine Klage, war aber nicht glücklich. Von den Jhrigen losgerissen, konnte sie sich bei uns indeß nicht fremd fühlen; denn wir hatten mit ihr zugleich und ihr zu Liebe die kleine Leonore Gall, die hinterlassene Tochter der Schwägerin Leonore, welche Gerhardine in den Wochen gepflegt hatte und sterben sah, zu uns genommen. Das Kindchen zählte im Alter nur einige Monate mehr als Sophie; so angenehm sie sich später auch entwickelte, so war sie doch in jener ersten Zeit ein unruhiger Schreihals. Ich hatte es mir zur Pflicht gemacht, die Kinder nie den Leuten zu überlassen, sondern sie immer nur bei Gerhardine oder unter meinen eigenen Augen zu haben. Vielleicht hatte ich mir und meiner Freundin hiermit eine unnütz lästige Aufgabe gestellt, denn treuen Diensthoten darf man trauen, man kann und muß sie zu den eigenen Ideen heranbilden und so ihrem Einfluß auf die Lieblinge das Schädliche nehmen; aber ich war ängstlich gewissenhaft und hatte mir den Grundsatz meines lieben Jean Paul angeeignet, welcher sagt: „Die Mädchen sollen wie die Priesterinnen des Alterthums nur in heiligen Orten erzogen werden und nicht einmal das Rohe, Unsittliche, Gewaltthätige hören, geschweige sehen.“ Das

Elternhaus, mein Haus, sollte den mir anvertrauten Kindern solch heiliger Ort werden, so wünschte ich es!

Dieses ewige Geschrei der kleinen Leonore störte unsere Stunden des Beisammenseins und der gemeinschaftlichen Lektüre mehr als billig. Wenn ich sehr früh aufgestanden, den ganzen langen Wintertag sehr fleißig gewesen war, mich nun in den späten Abendstunden durch gemeinschaftliches Lesen zu erheitern hoffte, dann konnten mich wohl die lästigen, durch Leonorens Schreien hervorgebrachten Pausen entweder ungeduldig machen oder im besten Falle einschläfern! So erinnere ich mich u. A. zu meiner tiefen Beschämung, wie eines Abends zwischen 8 und 9 Uhr Gräfin Münster mich so mit dem Buche, worin wir eben gelesen, dem ich aber allein keinen Blick schenken durfte, in der Hand, träumend überraschte, während Gerhardine die schreiende Leonore zur Ruhe brachte.

Jene liebe Freundin meiner Mutter, welche nun auch die meine geworden, schenkte mir manchen traulichen Abend. Sie war nicht nur mir, sie war auch den Hausgenossen stets willkommen. Freilich vermißte ich an der Mutter Seite meine Jugendfreundin Asta, die schon längst mit dem Grafen Karl Moltke verheirathet war, während die Mutter, die frühere Oberhofmeisterin bei den Prinzessinnen, nunmehr die gleiche Würde bei der Kronprinzessin bekleidete.

Meine Kindheitsgespielinne, die Brunschen Töchter und die Kirsteins, gesellten sich ebenfalls öfter um die Zeit der traulichen Theestunde zu mir, jedoch immer nur einzeln. Sonst herrschte keine Art von Geselligkeit in unserem Hause, und was mir damals gar nicht auffiel, erscheint mir doch jetzt recht sonderbar, daß nämlich, außer bei geladenen Gesellschaften, nie ein Mann unsere Schwelle überschritt, es mußte denn mein Onkel, der General Graf Karl Baudissin (jüngerer Bruder des Knooper Baudissin), gewesen sein.

Eine schmerzliche Aufgabe hatte ihn nach Kopenhagen geführt. Er präsidirte in dem Kriegsgericht, das über mehrere der unglücklichen Militärs gehalten wurde, die sich bei der Belagerung nicht so benommen hatten, wie sie gesollt; namentlich mußte er den alten trefflichen Peimann zum Tode verurtheilen.

Trauliche Abende brachten wir zuweilen bei den vortrefflichen Christian Reventlows und bei den Schimmelmanns zu; in beiden

Häusern ward mir recht wohl. Da schwatzte man denn, las oder hörte vorlesen, und niemals sah man die unseligen Karten, welche mich in anderen Gesellschaften quälten, mich immer mit den ältesten und steifsten Leuten der ganzen Stadt zusammenbrachten. Legte man dann endlich die Karten weg, so blieb der Wink des gestrengen Gemahls nicht lange aus; er verließ die Gesellschaft, ich folgte ihm, und wir fuhren nach Haus, gerade wenn ein wohlservirter Soupertisch und die Aussicht einer etwas freieren Unterhaltung an demselben mich einigermaßen anlockten und mich mit dem mir bis dahin so unleidlich scheinenden Feste vielleicht versöhnt hätten.

Ende Januar 1808 erfreute das ganze Land und uns vor Allen die glückliche Nachricht aus Kiel, daß der Kronprinzessin endlich am 17. Januar ein gesund scheinendes Töchterchen geschenkt worden war. *) Weil diese lang ersehnte Himmelsgabe aber an dem ominösen Tage erschien, an dem im Jahre 1772 die Königin Karoline Mathilde verbannt worden war, so ward die Geburtstagsfeier des kleinen Lieblings in den künftigen Jahren auf den 18. festgesetzt. Die Freude war um so allgemeiner, um so lebhafter, weil dem hochverehrten Paare schon sieben Kinder nacheinander, alle im zartesten Alter, die meisten in den ersten Tagen ihres Lebens, gestorben waren. Die Kronprinzessin, welche dadurch alles Vertrauen in die Kopenhagener Aerzte und in die dortigen Anstalten für Wöchnerinnen überhaupt verloren hatte, hatte deshalb Kiel diesmal nicht verlassen wollen, ehe das heiß ersehnte kleine Wesen erschienen.

Nun war es da; aber siehe, die Vorboten derselben Krankheit welche die Geschwister dahingerafft hatte, zeigten sich auch diesmal. Brandis, der mich auf so geniale Weise durch kalte Uebergießungen gerettet hatte, ersinnt auch hier ein neues Mittel, auf die Haut zu wirken; er läßt nämlich die kleine Prinzessin unaufhörlich mit warmem Mandelöl einreiben, und ihre Genesung beseligt die beglückten Eltern, deren Liebling, deren Freude sie bleibt, wenn auch ihr Geschick nicht den freudigen Erwartungen entsprochen hat, die man damals davon hegte.

Das Glück des jetzt wieder vereint in Kiel weilenden Kronprinzlichen Paares sollte indeß nicht lange mehr ungetrübt bleiben; denn neue politische Verwickelungen verdunkelten den Horizont des sich über

*) Wilhelmine Marie, vermählt 1828 mit Friedrich, Prinzen von Dänemark.

Dänemark wölbenden Himmels, Eine lange schöne Zeit hindurch hatte derselbe dem glücklichen Ländchen freundlich gelächelt; jetzt aber, seit einer Reihe von Jahren, verdüsterte er sich mehr und mehr. Mit dem Nachbarstaat erhoben sich Zwistigkeiten, und in diesem Winter noch erschien eine aus meines Mannes Feder geflossene Kriegserklärung gegen Schweden, die ich sehr bewunderte! Dennoch hat mein Gedächtniß die Veranlassung dieser Fehde nicht festgehalten, und ich erinnere mich nicht genau der Klage, welche Dänemark wider Schweden führte. Dieses hatte die unglückliche Lage Dänemarks wacker benutzt; es hatte den Welthandel zum größten Theile, vor Allem den dänischen, an sich gezogen. Die Kontinentalsperre, welche Napoleon eingeführt hatte, begünstigte diese Operation. England und Amerika nahmen von nun an ihren Handelsweg über Schweden, und zwar über Gothenburg, und von dort entweder landeinwärts über Karlshamn und zu Wasser nach Memel und Mitau, oder sie ertrugten den Durchgang durch den von dänischen Kanonenbooten vertheidigten Sund.

Mein lieber Mann war leider durch diese politischen Wirren sehr in Anspruch genommen, um so mehr, da er sich als ein dänischer Staatsmann zwar die Interessen Dänemarks ganz zu eigen gemacht hatte, doch aber daneben ein deutsches Herz behielt. Dieses Herz litt vom Herbst 1806 an namenlos bei den doppelten Niederlagen, erst der preussischen, dann der russischen Macht, bei dem unaufhaltsamen Vordringen der Franzosen. Immer neue Schmerzen waren den Deutschgesinnten vorbehalten, indem sie es mit ansehen mußten, wie die französische Herrschaft sich in Deutschland und Preußen mehr und mehr befestigte. Daß nun auch mein Mann öfters in Anspruch genommen ward, um Rath zu ertheilen und um wichtige Briefe auf geheimen Wegen zu befördern, dafür liefern vorgesundene Korrespondenzen reichlich Beweise.

Auch unser Land sah französische Truppen, nämlich das aus Franzosen und Spaniern bestehende, von Bernadotte Fürsten Pontecorvo befehligte Armeekorps, welches dazu bestimmt worden war, bei günstigen Konjunkturen einen Einfall in Schweden zu wagen. Dazu hatte sich der Befehlshaber persönlich bis an die Küste herangezogen. Er ward in das Friedrichsberger Schloß logirt, aus dessen Fenstern er die ganze Küste des Landes mit den spähenden Blicken beherrschte, welches er zu

erobern durstete, wenig ahnend, wie bald er friedlich dazu berufen sein würde, es mit dem königlichen Scepter zu regieren.

Endlich mit eintretendem Frühling, am 21. Februar, wandte Bernadotte höchst verstimmt dem Lande, welches er im Geiste schon erobert hatte, den Rücken.

Bald nachher, am 12. März, da es eine momentane Ruhe in der Führung des schwankenden Staatsschiffes gab, wurde mein Gemahl von seinem gütig dankbaren Herrn mit dem uralten Elefanten = Orden dekoriert, dem schönsten aller Orden, mit denen manche Souveräne, zu denen der unsere aber gewiß nimmer gehörte, ein wahres Spiel treiben. Zugleich wurde dem Bruder Joachim nach Holstein, wo er auf Befehl noch immer weilte, der Danebrog = Orden zugesandt, und er traf gerade zur rechten Stunde ein, damit ein Danebrogs-Ritter mehr an dem Paradebett Christians VII. figurirte; denn dieser Unglückliche, der vor vielen Jahren schon unheilbarem Wahnsinn verfallen war, hatte am 13. März in Rendsburg sein Leben geendet.

Am 15., früh 5 Uhr, verkündete ein Courier meinem Mann diese Nachricht, welche er sogleich dem Thronerben zu überbringen hatte.

Mich litt es nun auch nicht länger in der Ruhe des Bettes, und da meine überaus heitere Laune aus Allem einen Scherz machte, so ergriff ich zwei hohe Kandelaber und wanderte in meinem Nachnegligeo mit dem Ernst, den das Lichterspiel*) erheischt, bis vor Gerhardinens Bett, indem ich mit dumpfer Stimme die Worte aussprach: „Savez-vous la grande nouvelle? Le roi de Danemarc est mort!“

An demselben Morgen zwischen 7 und 8 Uhr hielt ich mit meinen ältesten Nichten auf dem Platz vor des Königs Palais. Es waren nur wenig andere Wagen neben dem meinen, wohl aber war eine große Volksmenge versammelt. Man sah an den Fenstern den Hof in tiefster Trauer. Die Balkonthüren öffneten sich, und mein Gemahl trat heraus in der ganzen Würde seines Wesens und in einer Bewegung seines Gemüths, welche ganz zu der florumhüllten Trauerkleidung paßte. Doch wie diese durch das schöne blaue Band des neu erhaltenen Ordens

*) Dieses Spiel wurde damals, wie noch heut, in der Familie mit Vorliebe gespielt. Man kommt sich mit brennenden Lichtern sehr feierlich entgegen, macht sich tiefe Diener und sagt: „Le roi d'Espagne est mort“ u. s. w., und es kommt darauf an, recht ernst zu bleiben.

erheitert ward, so war es die Treue des ergebenen Dieners, die Freundestreue möchte ich sie nennen dürfen, welche auch bei dieser Veranlassung der trüb-ernsten Erscheinung einen Schimmer froher Hoffnung verlieh. So also trat er auf den Altan des Schlosses und proklamirte seinen König gerade auf dieselbe Weise, wie schon vor mehr als einem halben Jahrhundert sein großer Vorfahr, der Minister Johann Hartwig Ernst v. Bernstorff, den Verbliebenen proklamirt hatte: „Kong Christian den syvende er död!“ Dies wiederholte er dreimal mit trüber, dumpfer Stimme und rief dann ebenfalls dreimal, aber lauter und freudiger, indem er ein breitgesäumtes Taschentuch schwenkte: „Kong leve Kong Frederik den siette!“ das heißt zu deutsch: „König Christian VII. ist todt!“ „Konge leve König Friedrich VI.“ Dieser Ausruf wurde jedesmal auf dem Platze von dem königlichen Herold wiederholt, wobei ein Tusch von Pauken und Trompeten erscholl!

Die Menge jubelte, wir ließen unsere Tücher wehen, und er zog sich sehr bewegt zurück, doch nicht so tief in die Gemächer hinein, daß mein Blick ihm nicht hätte folgen können, wie er dem König die erste Huldigung darbrachte.

Der neue Monarch trat demnächst auf den Altan heraus, um das versammelte Volk zu grüßen. Danach wiederholten die königlichen Herolde dem Gebrauch gemäß, von einem Kommando der Leibgarde zu Pferde begleitet, den Ausruf auf allen öffentlichen Plätzen.

Nun hatten wir einen neuen König, aber glücklicherweise, da der Kronprinz schon bisher die Regentschaft geführt hatte, ohne leidigen Systemwechsel. Alles blieb vielmehr beim Alten, beim guten friedlichen Alten. Jeder wohnte sicher und getrost unter seinem Feigenbaum, nein, unter seinem Ziegel- oder Strohdach. Unter unser Dach zog bald nachher ein freundlicher Besuch ein, ein Besuch, welcher damals vollends nur eine ungetrübte Heiterkeit verbreitete. Es waren nämlich die Geschwister Magnus und Josephine, welche nicht nur in kindlicher Fröhlichkeit jedes ihrer erbärmlichen Stadtquartiere zu Sitzen des muntersten Lebens umzugestalten wußten, sondern auch überall, wo sie erschienen, eine solche lautere Freude verbreiteten und allerlei angaben, was das einförmigste Dasein belebte! Da wurden kleine Schreibspiele in Gang gesetzt, in denen der gute Magnus sich von jeher auszeichnete; da wurde Musik gemacht; es wurden Charaden aufgeführt, und die Violine durfte nie lange fehlen, denn man tanzte gar zu gern!

Die Vergrößerung unseres häuslichen Kreises war mir gerade in Erwartung des Schwagers Joachim doppelt lieb, da seine Rückkehr in das Haus, wo er seine Sophie verloren, für ihn nicht anders als sehr wehmüthig sein konnte.

Ein halbes Jahr vorher hatte er uns in Kiel durch seine Ankunft überrascht; denn als ich, keinen Besuch ahnend, eines Morgens, den 24. Mai, wie gewöhnlich am gemeinschaftlichen Frühstückstisch erschien, da bewillkommnete er die Nichte, welche er als neue Schwester begrüßte, mit offenen Armen. Ich schmiegte mich mit alter Liebe, aber doch mit einiger durch die neuen Verhältnisse erregten Scheu an sein Herz, und diese Scheu vermehrte der schalkhafte Onkel-Schwager noch, indem er mir lachend vorhielt, daß er meines Fußes Bekanntschaft schon vor einer Stunde gemacht habe; er sei in das Haus eingedrungen, man habe ihn die Treppe hinauf gewiesen und eine Thür, die falsche, angedeutet. Hineintretend, habe er mich in meinem Bette schlafend gewahrt und sogleich auch den einen Fuß, welcher sich aus der Umhüllung der Decken frei gemacht und bereit geschienen habe, mich hüpfend und tanzend fortzutragen. Neckten mochte der arge Mann nun einmal gar zu gern, und dies gab ihm eine zu gute, eine ihn ebenso belustigende wie mich beschämende Gelegenheit dazu. Uebrigens war und blieb unser Verhältniß bei aller liebevollsten Innigkeit doch ernster und gehaltener, als es nach dem eben erzählten kleinen Zuge wohl hervortreten möchte. Beim Scheiden in Kiel hatte er mir schon die ermutigende Versicherung gegeben, daß ihn die Art, wie ich die Kinder behandle und Alles für sie einrichte, vollkommen befriedige; er überlasse mir die Erziehung im Großen und im Kleinen mit vollem Vertrauen, wolle mir nur eine Ermahnung mit auf den Weg geben. Ich horchte hoch auf, und siehe, es war nur die, daß die Kinder sich nicht von der Lust entwöhnen, sondern recht oft und bei jedem Wetter spazieren gehen möchten. Für alles Uebrige, das Wichtigere wie das Unwichtigere, was aber doch seinem treuen Vaterherzen auch so nahe lag, war und blieb er in seinem grenzenlosen Zutrauen zu mir, der armen Anfängerin, unbekümmert, wohl wissend, daß mein guter, mein fester Wille stets Rath und Unterstützung bei seinem so hochverehrten älteren Bruder suchen und finden werde.

Jetzt nach beinahe halbjähriger Trennung sagte er sich mit den lieben Kindern und ihren Fortschritten vollkommen zufrieden; sie waren

gewachsen, hatten die frühere Artigkeit zurückgewonnen und die leichte Verwilderung abgestreift, welche bei den verschiedenen Reisen und bei dem Zusammensein mit den unbändigen Knaben der lieben Mantine nicht hatte gänzlich ausbleiben können. Uebrigens hätte man nicht leicht artigere, folgsamere Kinder gefunden, Kinder vollends, welche so leicht zu erziehen gewesen wären wie diese. Ich habe es oft gesagt und denke es noch mit Dank gegen den Himmel, daß meinen schwachen Kräften bei Uebernahme dieses holden Kleeblatts eine so verhältnißmäßig leichte Aufgabe gestellt wurde. Henriette war stets die Vernunft in Person, dabei weichen Herzens, gefällig und gut und hätte, sich selbst überlassen, immer ein wohlgezogenes Mädchen werden müssen; dabei war sie sehr hübsch und so reinlich und zierlich wie ein Püppchen, lernte auch ganz vortrefflich, wobei ihr ausgezeichnetes Gedächtniß ihr zu Hülfe kam. Nur eine sehr geringe und gewiß bei Kindern selten zu führende Klage hatte ich wider sie: sie strickte gar zu gern und war überhaupt nicht so lebendig, wie ich es gewünscht hätte. Marianne zeigte sich in ihrer Hofseligkeit so unwiderstehlich und so rührend anschiemend, daß es fast nicht möglich war, sie nicht etwas zu verzeihen, und Sophie, ja die zog mich unendlich an durch ihr originelles Wesen, durch ihre Tiefe, durch die reiche Psyche, welche nur ungern gebunden schien; aber eben deshalb war diese interessante Kleine von den Dreien bei Weitem am schwersten zu erziehen!

Sobald der in Dänemark spät erscheinende Frühling beständig zu werden begann, ward ein Tag festgesetzt zu unserem Auszug nach Bernstorff. Dieser lang ersehnte Tag gestaltete sich mir zum Feste, zu einem Feste des Wiedersehens des lieben Ortes, nach welchem ich mich in jedem Frühjahr so heiß gesehnt hatte, des Ortes, der von frühester Kindheit an mein Dorado, das Paradies meiner Liebe, meines Heimwehs gewesen war. Es kränkte mich, daß mein theurer Mann, von Geschäften gehalten, mir erst abends zu folgen vermochte, während ich schon früh mit den Kindern hinausfuhr und meine Wonne hatte an Gerhardinens Bewunderung des schönen, des einzig herrlichen lieben Bernstorff, von dem ich nun im Uebermuth der Jugend und des Glückes fröhlich, aber feierlich Besitz nahm, als sei es für ewige schöne Zeiten!

Wir streiften laut jubelnd und mit den uns umgebenden Kindern im Garten und im Walde umher, und ich zeigte der Freundin alle meine

Liebungsplätze aus den Zeiten meiner Kindheit und der ersten Jugend. Die große Birke am Rande des Holzes, wo es sich längs der Wiese hinzieht, die Bank am Gärtnerhause, welche die von Wald umgebenen, an den Hügeln sanft hinaufsteigenden Gärten beherrscht, die runde Bank von Cytisus und Syringa (Flieder) beschattet, von wo aus man die schöne Aussicht auf den Sund und Kopenhagen hat. Auch im Hause wurde vom Boden bis in den Keller jeder Winkel besucht; es war mir Alles in Vergangenheit und Gegenwart so lieb und vertraut. Der verschiedene den Zimmern eigene Parfüm berauschte mich damals schon im Andenken an frühere Zeiten.

Ah! und wieviel mehr noch, als ich diesen Zauberort im Jahre 1834 zuletzt wieder sah! Wieder war meine Freundin Gerhardine an meiner Seite, wieder wandelten wir im Hause, im Garten und im Walde umher. Diesmal aber weder leichten Fußes noch fröhlichen Herzens wie damals; denn nach einer langen Entfernung von dieser Wiege meiner Kindheit, von diesem Wonneorte meiner späteren Jahre war ich gekommen, um einen letzten bangen Abschied zu nehmen, einen Abschied von dem Leben der Liebe meiner Jugend, von Allem, was schön und wonnig im Leben war!

Damit aber die Leser mein köstliches Bernstorff auch aus anderer Beschreibung kennen lernen, führe ich hier wieder die oft citirte Brun an, wo sie von meinem Eden also spricht: „Diesen reizenden Landsitz, eine Meile von Kopenhagen an sanften Hügeln erbaut, den nahen Sund, die Hauptstadt in reizender Perspektive und die schönen Buchenhaine des Thiergartens überblickend, bewohnte der Graf Andreas Petrus v. Bernstorff im Sommer. Nie hat mir ein Wohnort mehr dem Charakter der Bewohner zu entsprechen geschienen. Ruhe nach der That und in der Thätigkeit steter Ueberblick der Gegenstände derselben! Noch sehe ich oft im Geiste die hohe Gestalt des Verklärten dort unter dem Schatten der Bäume wandeln (die der große Oheim pflanzte und welche Klopstock und Kramer ausblühen sahen), Ehrfurcht und Liebe gebietend, einer der ersten Männer seiner Zeit und der lebenswürdigsten! Neben ihm die einzig geliebte Gattin, die edle Mutter der herrlichen Kinderschaar.“

In diesem Sommer 1808 hielten die Geschäfte meinen Mann viel in Kopenhagen und Friedrichsberg zurück, während wir im Genuß

der freundlichen Jahreszeit in dem wunderschönen Bernstorff schwelgten. Da er still und ohne viel Klagen seinem großen, schweren Beruf nachlebte, fühlte ich damals nicht einmal so lebendig wie jetzt, welche und wie große Opfer dieser überhaupt von ihm, dem leidenschaftlichen Naturfreunde, erheischte.

Gerhardine und ich blieben nach wie vor unzertrennlich; wir bedauerten gemeinschaftlich, daß den Abenden, wo mein Mann abwesend, nicht ein größeres Interesse abzugewinnen war. Oft brachten wir sie allein mit dem alten Kammerherrn Bliicher zu; nur wenn das Glück uns wohlwolte, so machte Schwager Joachim den Vierten in unserem Bunde.

Mein Kummer, daß ich immer noch eigener Kinder entbehrte, steigerte sich indessen bis zum Krankhaften; es schien, als sollte mein heißes Sehnen unerfüllt bleiben! Ich fühlte es bestimmt, daß es mir leichter werden würde, meinen Pflichten gegen die Pflegekinder nachzukommen, wenn mir diese durch Freude an einem eigenen Liebling versüßt würden. „Lieblinge“ sollten indeß gewiß die kleinen Wesen nicht werden, nur eigene Kinder, Kinder, die mich mit dem süßen Namen „Mama“ nannten!! Diesen zu hören, danach strebte mein heißes Verlangen.

Mein Sehnen sollte mir nun vollends durch eine beglückte junge Mutter gesteigert werden; denn es kam nun die Zeit heran, wo Josephine auf unsere Einladung nach Bernstorff kam, um dort ihr erstes Wochenbett unter günstigeren Verhältnissen zu halten, als ihr die wechselnden Quartiere bieten konnten, welche sie mit ihrem Mann, dem Husarenrittmeister, beziehen mußte. Ich stand ihr treu und gern in ihrem Leiden bei; als ich aber den ersten Schrei des Kindleins vernahm, da flossen meine Thränen. Es waren wohl Thränen der freudigen Theilnahme, mit denen sich jedoch Sehnsuchtsthränen mischten; aber, o der erbarmenden Führung des liebendsten aller Väter, jetzt, gerade jetzt, da ich stets Zeugin des ersten Mutterentzückens sein mußte, jetzt ging auch mir ein neuer Hoffnungsstrahl auf.

Den 15. Juli 1808 hatte Egmont das Tageslicht erblickt, und schon als ich ihn über die Taufe hielt, bebte mein Herz vor wonniger Ahnung eines bevorstehenden Erfages für mein begrabenes Kind, mein erstes Söhnlein, dessen von hohen Ulmen beschattete Ruhestätte ich stets

vor Augen hatte, so oft ich meinen Blick rechts in die Ferne eine Viertelmeile hinaus wandte.

Durch meine neu erwachenden Mutterhoffnungen ward mir dieses Tauffest sehr bedeutsam; ein heiliges Gefühl in meiner Brust schloß mir recht eigentlich das Verständniß dieser Feier auf, und ich beging schon in Erwartung der Zukunft dieselbe in tiefstem Herzen. In nicht gar so ferner Zeit sollte ich ja auch dem Herrn ein Kindlein darzubringen haben, welches ich ihm jetzt schon widmete und weihte. Ich freute mich dessen schon jetzt in sehr seliger Stimmung, welche mir überall und in Allem die Gottesliebe verkündete; auf jedem Schritte begegneten mir Beweise seines göttlichen Wohlthuns; die guten Menschen, welche mich umgaben, verkündeten ihn ohne Worte; die freundliche Natur, in der ich mich bewegte, redete laut zu mir von seiner Gnade; mein ganzes Wesen war gehoben und mein Blick gewiß strahlend. Alles lachte mich an, und so ging ich jubelnd und innerlich felsenfest vertrauend den ernstesten Monaten entgegen!

Nur eine recht bange Sorge bewegte mich in dieser Zeit. Meine kleine Marianne kränkelte so anhaltend, daß ich ernstlich für ihr Leben fürchtete. Die beiden Väter wollten zwar auf keine Weise meine Sorge theilen, erlaubten mir aber, den trefflichen Arzt Callisen ihrethalben zu konsultiren. Dieser gab mir völlig recht und nahm sie in seine Behandlung; aber das arme Kind vertrug die ihm verordneten Mittel durchaus nicht und nahm von Tag zu Tag ab. In dieser Zeit der Noth war es, daß eine alte Freundin unserer Familie, Fräulein Sophie v. Hobe, uns besuchte. Sie war ein Original durch und durch: feiner Verstand, hohe, wenn auch nicht immer ganz feine Bildung, Herzensgüte, Fülle des Gefühls, große Gaben der schriftlichen und mündlichen Mittheilung, humorvolle Munterkeit, Wig — all dies, welches dazu geeignet war, sie zum liebenswürdigsten Umgang zu machen, brauste oft in wahren Feuerwerken auf; sie selbst war dieser Ausbrüche so wenig mächtig, daß dadurch ihre Nähe schon in jenen frühen Zeiten etwas Schreckhaftes für mich hatte. Dabei war sie durch und durch wohlwollend und hilfsreich, wo sich eine Gelegenheit dazu fand, und besaß die große Gabe, mit Kranken umzugehen, für die sie immer Trost und Rath zur Hand hatte.

Meine drei Herzenskinder waren im vorigen Sommer ihrer Obhut anvertraut gewesen, und ihr treues Herz schlug dem Wiedersehen mit

ihnen ungestüm entgegen; allein ihre Freude ward grausam durch Mariannens Anblick getrübt. Sie sprach sich gleich sehr lebhaft über den ängstlichen Eindruck aus, den das Kind auf sie machte. Meiner Seele ward sehr bange, und Alles, was die gute Hobe äußerte, fuhr mir wie Schwerter durch mein Inneres. Ich kam auch zu keiner Art von Ruhe während der acht Tage ihres Besuchs. Voll zärtlicher Liebe für mich, voll freigebigen Lobes meiner Kindererziehung, betrückte sie mich doch sehr, indem sie mir die Ueberzeugung aufdrang: Marianne bedürfe, um zu genesen, einer viel unausgesetzteren Pflege, als ich, von allen Seiten so sehr in Anspruch genommen, ihr widmen könne. Sie bot mir an, Mariannchen mit sich nach Walloe, wo sie Stiftsdame war, zu nehmen, Nacht und Tag nur für sie zu leben; der Arzt, welcher für seine gute Behandlung von Kindern berühmt sei und auf dem Stift wohne, werde ihr seine ganze Sorgfalt widmen. Ich Aermste war so demüthig, so mißtrauisch in meine Befähigung, daß es ihr nicht eben schwer ward, mich zu überreden. Ich gelobte ihr, Alles anzuwenden, nur um meinen Mann und Schwager für die Sache zu gewinnen, und wahrlich, ich darf diese Nachgiebigkeit nimmer bereuen, weil ihr Erfolg sich wirklich für Mariannchen so höchst günstig stellte. Die beiden Väter gaben meinen Bitten nach, und Sophie Hobe reiste am 12. September mit Marianne ab, begleitet von unseren Thränen und heißen Segenswünschen.

Sie hatte mein Versprechen, daß ich sie nicht früher als nach sechs Wochen auffuchen werde; ich dagegen das ihre, mir zweimal wöchentlich regelmäßig zu schreiben und mir außerdem Nachricht durch Boten zu geben, wenn etwas Besonderes vorkäme. Ihre häufigen und sehr erzählenden Briefe nun und die ausführlichen Nachrichten waren meine Freude, mein Trost; sie lauteten immer sehr günstig, dennoch überraschte mich, als ich auf den festgesetzten Tag in dem Hofe des Stifts vor der Pforte hielt, die zu den Zimmern unserer Freundin führte, der Anblick von Mariannchen ungemein. In dem Freudentaumel des Wiedersehens ergriff ich sie, um, wie ich es gewohnt gewesen, das Kind bis an meinen Mund zu bringen; aber der kleine bleierne Vogel war kaum mehr von der Erde zu heben; solch eine Veränderung sah ich nie, nie ein solches Zunehmen, Wachsen und Gedeihen in so unglaublich kurzer Zeit! Sie hüpfte und sprang den ganzen Tag, und ihre Augen strahlten in dem süßen Feuer einer frischen Gesundheit, mit der Gluth kindlicher Liebe

und reiner Freude, mit einem Feuer, welches nie wieder erlosch, auch in den Zeiten körperlicher Anfechtung nicht! Sie war ganz kindliche Munterkeit und Leben und dabei so holdselig anschniegender, so beglückt, uns wiederzusehen, daß dies schon Zeugniß für ihre Pflegerin ablegte, daß sie den Liebling, den Abgott ihrer Seele, nicht egoistisch sich zu- und uns abgewandt habe.

Welches Wunder hatte diese Genesung bewirkt? Nur eine streng durchgeführte Ernährung von Gerstenschleim, etwas Rhabarber, Semmel und Kompot hatte den kleinen Körper allmählich erstarken und so wunderbar gedeihen lassen.

Die im Stift zu Walloe zugebrachten Tage wären wahre Festtage gewesen, hätte die Aussicht auf die nahe Trennung von der lieben Marianne, welche ich unmöglich so bald der vereinten Pflege des Arztes und Sophie Hobes entziehen konnte, nicht meine Freude ein wenig gestört. Mehr noch und auf eine herbere Weise störte unser Beisammensein die wunderliche Erbitterung der Hobe gegen Gerhardine Gall. Später hat die alte Dame mir gestanden, daß nur Eifersucht die Veranlassung gewesen sei zu den ungerechten Vorwürfen, mit denen sie damals die Erzieherin von Joachims Kindern verfolgte; denn sie selbst habe ihn geliebt und es nicht für unmöglich gehalten, daß er sie zur Mutter seiner Kinder machen werde.

Où l'amour va-t-il se nicher? fragte ich mich, wenn ich das alte verkümmerte Mütterchen ansah, welches so blind gegen seine eigene Persönlichkeit war. Gerhardine Gall indeß, die nichts von den feindseligen Gefühlen der Hobe ahnte, trat ihr vertrauensvoll entgegen, und in der aufrichtigen Bewunderung der Fortschritte aller Art, die Marianne während dieser Frist gemacht hatte, wollte sie von ihr lernen. Diese aber wies sie mit schnödem Spotte zurück, indem sie u. A. sagte: „Ach, Sie tragen die Erziehung doch nur so im Ridicule*) mit sich herum.“ Als Gerhardine erzürnt aufstand und nach unserem Zimmer zurückeilte, folgte die Hobe ihr; die Andere, das merkend, beschleunigte ihre Schritte, und so ward ein ganz eigener Wettlauf daraus, der sie durch die langen, öden Gänge treppauf, treppab in dem winkligen Schloß umherführte. Gerhardine erreichte zuerst ihr Ziel, verriegelte ihre

*) Man nannte Arbeitsbeutel damals Ridicule.

Thür und brach dann in ein krankhaftes Weinen aus, welches mich, die ich ruhig schreibend von der ganzen Scene wenig bemerkt hatte, sehr erschreckte.

Als wir von Walløe heimkamen, nahm uns schon unser freundliches Stadthaus auf, und wenige Tage darauf, den 29. Oktober, feierte ich meiner Gerhardine Geburtstag mit verdoppelter Liebe, um die Unbill gut zu machen, die ihr bei der liebeskranken Stiftsdame widerfahren war! Wir hielten ferner treu zueinander, und die holde Kinderschaar war fortwährend um uns; gab sie Henrietten Unterricht, so umringten mich die Kleinen und umgekehrt. Süß Mariannchen würden wir schmerzlich vermißt haben, wenn die Gewißheit ihrer baldigen Rückkehr es dazu hätte kommen lassen. Weder Sturm noch Nebel, höchstens ein entschiedener Regen hielten uns in den der Promenade gewidmeten Stunden daheim; also wurde fast täglich die Straße der Friedrichstadt von uns durchmessen bis zur sogenannten Zollbude, und von da spazierten wir längs der Meeresküste bis an die fernen Gartenanlagen, die dem reichen, gelehrten Classen ihr Entstehen verdanken.

Waren die Lieblinge, die Pferdchen, gehörig ausgeruht, so fuhr man wohl nach dem Rosenburger Garten oder der fernsten Ausmündung des Stadtwalltes nach Christianshaven zu und kam dann zu Fuß durch die Matrosenbuden heim. Und eigentlich konnte das also geschonte Gespann edler Rosse nie und nimmer ermüdet sein; denn es ward ja kaum anders in Bewegung gesetzt, als um den Herrn ins Konseil und zuweilen zur Tafel zu fahren. Von Gesellschaften war selten, von Theater niemals die Rede. Erst den folgenden Winter nahm ich mir eine Loge für einen Tag in der Woche und genoß dann freilich mit lebhaftem Vergnügen diese mir vollkommen neue Unterhaltung, aber stets allein! Von diesem unserem nordischen Stilleben wird kein Südländer, ja kein Bewohner der deutschen Residenzen sich einen Begriff machen können. In der Stadt selbst gab es wenig oder keinen Verkehr, keine Reisenden, keine Konzerte oder anderweitige Unterbrechungen des einförmigen, immer in gleichmäßig einfacher Grandezza dahinfließenden Lebens. Doch einer solchen Unterbrechung entfinne ich mich; es war ein Maskenball, dem Geburtstage jener schönen, jener bösen Prinzess

Christian*) zu Ehren von ihrem Gemahl, dem Thronerben, am 2. Dezember gegeben, der mich sehr amüsirte, weil ich zum ersten und letzten Mal in meinem Leben maskirt erschien und wirklich von keiner Seite erkannt ward.

Die Entwicklung der Kinder erfreute mich sehr in diesem Winter. Sophie hatte sich reizend entwickelt; sie und Leonore waren gar zu drollig zusammen; sie hatten sich eine eigene Sprache gebildet, deren Lexikon eigentlich Niemand besaß. Henriettchen dagegen war so artig und machte hübsche Fortschritte im Lernen. Einigen Unterricht gab ich ihr selbst und machte dabei die Erfahrung, daß es für den ersten Bibelunterricht gar keinen genügenden Leitfaden gab. Ich unternahm mit einer Kühnheit, die ich jetzt wohl Vorwitz nennen möchte, die Arbeit einer „Erklärung der Bibel für Kinder“. Mit sehr großem Fleiß beschäftigte ich mich damit in den Morgenstunden; nachmittags las ich viel mit Gerhardinen. Mein Mann fand trotz seiner vielen Geschäfte doch auch noch immer Zeit, mir vorzulesen; er hatte es so gern, wenn ich horchend neben ihm saß; die Arbeit duldete er nur, wenn er gewiß war, daß sie mich nicht vollständig beanspruchte, ein Strickzeug durfte es aber niemals sein. In der Auswahl der Lektüre waren wir beschränkt, indem die Buchhandlungen in Kopenhagen nur dürftig versehen und die Hausbibliotheken, die von Blücher und die unsere, nicht bündereich waren. Von Romanen wollte der liebe Mann außerdem nichts wissen, geschichtliche und poetische Werke suchte er vorzugsweise. Doch berechnete er nicht allezeit genug mein jugendliches Alter und meine strenge Erziehung, so daß mir Manches wahren Anstoß gab, unter Anderem Wielands Werke! Sein Oberon war und blieb trotz Allem hinreißend schön, doppelt schön, wenn von Bernstorffs ins Herz dringender, so lieblich kräftiger Stimme vorgetragen.

Geron der Adelige war schön, aber die Wasserkuje, o des Greuels! sie vermochte mir kein Lächeln abzugewinnen. Meines lieben Mannes Entzücken über Rousseaus Nouvelle Heloise vermochte ich ebenso wenig zu theilen.

Eine mich über die Maßen interessirende Lektüre war eine vortreffliche französische Uebersetzung des Herodot, die mir nie wieder zu

*) Charlotte, Tochter des Großherzogs Franz von Mecklenburg-Schwerin, vermählt 1806, geschieden 1812.

Gesicht gekommen ist. Ich bemerkte mit kindlicher Freude, wie zufrieden der verehrte Gemahl mit meiner lebendigen Auffassung dessen, was wir lasen, war und wie gern er es hatte, wenn ich abends in den trauten Theestunden den Unseren davon erzählte und mit vielleicht komischem Eifer das Erlernte und die Eindrücke wiedergab, die sich mir so tief eingepägt hatten. Der theure Mann und mit ihm sein Bruder Joachim freuten sich bei jeder Gelegenheit unverhohlen meiner kindlich fröhlichen Lebendigkeit, ja oft auch meiner immer noch beinahe kindischen Fröhlichkeit.

Meinem Mann war eine kuriose Arbeit aufgetragen; eine Kommission versammelte sich oft bei ihm unter seinem Vorsitz, sie mußte eine Rangordnung aufsetzen, die Ordensangelegenheiten auf einen besseren Fuß bringen, mehrere Stufen des Danebrog=Ordens schaffen, ein Ordenskapitel stiften und die jährliche Feier von einem oder zwei Ordensfesten ins Leben rufen. Am 28. Januar, des Königs Geburtstag, und am 28. Juni, dem Tage des großen Waldemar, sollte das feierlich versammelte Kapitel Ordensvertheilungen vornehmen. Einige Male leistete man dieser Anordnung mit großem Pomp Folge; nachher sind diese Ordensfeste eingeschlafen. Eine große Herrlichkeit für unsere Kinder war es, wenn tags vorher ein stattlich ausgeschmückter Herold in allen Straßenecken und auf allen Plätzen verkündete, daß der König als Ordensmeister das Kapitel zu halten gesonnen sei. Sophie trägt noch ein Erinnerungszeichen an ihrer Oberlippe von diesem ersten, der Stadt wie den Kindern so neuen Schauspiel: auf einem Stuhl mit ihrer Lenore stehend, ward sie von den sie umringenden und mit ihr zugleich dem Zuge zuschauenden Schwestern hinuntergedrängt, stürzte und verwundete sich um so bedeutender, da sie eben vom Mittagstisch aufgestanden war und noch einen Löffel in der Hand hielt.

Am anderen Tage ward das Ordensfest abgehalten; ich hätte es mit ansehen können, begnügte mich aber damit, den Zug zu beschauen, der vor unseren Fenstern vorbei nach Christiansburg ging, nachdem ich vorher meine Herren in ihrem neuen Ordensornat bewundert hatte. Dieses kleidete sie gewiß vortrefflich, wenn es gleich meiner Meinung nach nicht ganz in unsere Zeit, nicht ganz zu dem Ernst und der Einfachheit ihres Wesens, ihrer hohen Gestalten paßte, weil es mir theatralisch erschien; denn von weißem Atlas war der Koller und die haufschige

Bekleidung des unteren Körpers, die Schuhe ebenfalls weiß. Der Elefanten-Ritter hatte einen purpurnen Sammetmantel, der Danebrog-Ritter einen orangegelben, welcher die Farbe der Morgenröthe vorstellen sollte.

Ein Ritter des Danebrog=Ordens hatte längst seine Blicke mit Sehnsucht auf diese erste Feier gerichtet, deren Zweck er übrigens gänzlich verkannte; er wollte bei derselben öffentlich als Kläger auftreten wider den König, nicht in Ordensangelegenheiten, sondern klagen über erlittenes Unrecht und die Zurücksetzung, daß ihm das Prädikat Excellenz noch nicht gewährt sei.

Dieser unruhige Geist war der seligen Sophie Vater, unser Hausgenosse, der Kammerherr v. Blücher. Seinem Schwiegersohn und meinem Mann wäre es wohl schwerlich gelungen, ihn von diesem unseligen Vorhaben abzubringen; da trat der Tod hemmend dazwischen! Nach einer kurzen Krankheit entschlummerte er am vorletzten Tage des Jahres 1808 und hinterließ ein Modell seines Sarges mit einer selbstgeschriebenen Inschrift und unzählige andere Verse, in denen sich die empfindsame Art jener Zeit und seine halbdeutsche Bildung widerspiegelt.

Wenn uns dieser sonderbare Mann schon als der zärtlichste aller Gatten und Väter bekannt ist, so muß ich hier hinzufügen, daß er auch der liebevollste Großvater war. Seine Todeskrankheit schrieb er selbst einer Erkältung zu, die seine ängstliche Fürsorge für das jüngste Enkelchen veranlaßt hatte; es war kalt in der Stube geworden, und damit die auf seinem Schoß sitzende Kleine nicht frieren möchte, bedeckte er sie mit seinem Rock, der Kälte für sich nicht achtend. Noch am Abend vor seinem Erkranken erzählte er uns, wie so oft, von den häufigen Duellen, namentlich von einem, welches er an einem Winterabende nur halb angekleidet im Freien abgemacht habe, weil der Streit, der es veranlaßte, sich vor seinem Bette entsponnen. Er rühmte sich sehr gern der Art, wie sein Vater ihn und den Bruder, den nachherigen Fürsten und Feldmarschall, in die Welt hinausgesandt habe, ohne ihnen etwas Anderes mitzugeben als die Weisung, nur vor Allem und immer darauf bedacht zu sein, sich en avantage zu setzen. Dies hatte er denn so treulich befolgt, daß ihm stets das Kartell auf den Lippen schwebte.

Meine Mutter hatte mir in mütterlicher Zärtlichkeit ihre treue Pflege zu der mir bevorstehenden Niederkunft verheißen; jetzt erwartete

ich sie schon mit Sehnsucht, fühlte aber in dem bangen Harren ihrer längst verheißenen Ankunft recht lebhaft den Uebelstand, eine Insel zu bewohnen. Der Winter war rauh, der Belt wollte nicht aufthauen; endlich, Anfang März, fand sie den glücklichen Moment, um das Ziel auch ihrer heißen Wünsche zu erreichen.

Charlotte Clausen war wie immer in ihrer Begleitung; diesmal brachte sie aber auch eine Person mit, welche zuerst unsere Neugierde, dann aber bald unsere wärmste Zuneigung fürs Leben gewann. Es war Karoline v. Linstow, eine Nichte der seligen Agnes Stolberg, Friedrich Leopolds erste Frau. Sie war das liebenswürdigste Wesen, das man sich nur denken kann: reich begabt von der Natur mit naivem Verstand, mit Fülle des Herzens und des Geistes, mit Wit und Talenten, ja auch fein gebildeten Sinnes und trefflichen Charakters, aber ganz ohne Erziehung. Und doch hätte eine Erziehung der holden Freundin liebenswürdige Natürlichkeit vielmehr beeinträchtigen und verkünsteln können. Dabei entsinne ich mich der Antwort des alten Fürsten Blücher auf seines Sohnes naseweise Bemerkung: „Was doch Alles aus Ihnen, mein Herr Vater, hätte werden können, wenn Sie etwas gelernt hätten!“ „Was dann aus mir geworden wäre? Ein Kujon, wie Du einer bist!“

Karolinens später erworbene Bildung vermochte die Originalität ihres Wesens nicht mehr zu stören, sondern verlieh ihr einen Reiz mehr. Wir vergaßen bald die Kürze unserer Bekanntschaft; denn zu jedem Einzelnen hatte sie eine eigene erfreuliche Stellung zu finden gewußt, überall war sie willkommen, an jeder Beschäftigung war ihre Theilnahme erwünscht, jede Freude ward durch ihren Antheil erhöht; ihr feiner kluger Sinn verstand uns Alle, und jeder Unterredung verlieh sie ein Interesse mehr. Bei all ihrer durchaus nicht verhehlten Unwissenheit standen ihr dennoch stets passende Citate zu Gebote, bald ein Vers von Schiller, dann von Goethe, von Wieland, Herder, Claudius, und in späteren Zeiten gehörten Platen und Rückert zu der Zahl der Dichter, die sie auswendig zu wissen schien. Sie erzählte allerliebste und malte mit Worten sowohl wie mit dem Griffel die Situationen, welche Eindruck auf sie gemacht hatten, so lebensvoll, daß man glaubte, sie mit ihr erlebt zu haben. Ihre Figur war etwas ungeschickt, und darüber ließ sie sich freundlich von ihrer hohen Gönnerin Gerhardine Gall necken; ich jedoch zürnte, wenn sie meine Holde den kleinen Kuhwackel nannte.

Dieser Scherz paßte um so weniger, da Karolinens Züge edel, ihr liebes Angesicht ausgezeichnet hübsch war. So mußte sie stets den angenehmsten Eindruck machen, und ihr tiefer Ernst, ihr munterer Wit, ihre immer wieder überraschende Naivetät verliehen ihrem Umgang einen Zauber, den ich nie und bei Niemandem so wiedergefunden habe.

Nach einigen ziemlich leidensfreien und recht heiteren Wochen, in denen ich mich schon im voraus von meinem Mamachen verziehen und hegen und pflegen ließ, nahte denn mein ernstes, von den Meinen viel mehr als von mir gefürchtetes Stündlein heran; es überfiel mich in der Nacht. Mein geliebter Mann brachte das helfende Personal schnell herbei und stand mir auch selbst mit Treue zur Seite, bis es ihm allzu schwer ward; doch bald rief der süße Ton des ersten Kinderschreis ihn an mein Lager zurück!

Die Erscheinung eines Mägdeleins beseligte uns am Morgen des 18. März; ihr gesundes kräftiges Dasein erhöhte noch unser Glück, und es ist von dem Augenblicke an der Liebling des Vaters gewesen und geliebt. Alle meine Wünsche waren erfüllt, als ich sie selbst nähren durfte und dadurch des höchsten Mutterglückes theilhaftig ward! Dieses neue Glück sah ich aber erst als geheiligt an, nachdem ich am 26. April mein Lobopfer, mein Kindlein, dem Herrn hatte darbringen und die Worte der Weihe über dasselbe hatte aussprechen hören! Es war eine unvergeßliche Feier, als meine geliebte Mutter mein Kind auf den Armen hielt und mit ihren verklärten Blicken während der heiligen Handlung segnete.

Diese ward mit wahrer Rührung verrichtet von Maßmann, dem Prediger an der Friedrichs-Kirche auf Christianshaven, deren Patron Andreas Petrus Bernstorff, der Großvater, gewesen war. Seine gute, treffliche Frau, die mit meiner Mutter die Wochenpflege getheilt hatte, stand ebenfalls mit ihr als Pathin, so auch meine Pflegeschwester Charlotte und die Freunde Schimmelmann und Reventlow, und so erscheint unser Liebling mit dem Segen der Kirche, mit dem Segen herrlicher Menschen, echter Christen reich beschenkt.

Alles ist Liebe, Friede und Freude in unserem Kreis; nur ein Streit, ein ärgerlicher Streit erhebt sich, und worüber denn? Nun es ist nur der von uns gewählte Name Thora, welcher anstößig gefunden wird! Wir mußten viel Widerspruch und manchen Tadel anhören über

den fremden, allgemein für heidnisch gehaltenen Namen. Diesen Vorwurf jedoch, daß der Name Thora ein heidnischer, aus der Edda entnommen sei, nahm mein Mann keineswegs stillschweigend hin; er wies den Aufsatz eines Gelehrten vor, worin bewiesen ward, daß die erste christliche Königin Dänemarks Thora hieß, nicht nach dem Gotte Thor, sondern aus dem christlich-sächsischen Thyra ins Dänische also übersetzt, und daß dieser Name in der alten dänischen und isländischen Geschichte von der Zeit der Bekehrung zum Christenthum sehr häufig vorkam.

Am 30. April durfte ich mein schon in kleiner Gemeinde am 26. dargebrachtes Dank- und Lobopfer öffentlich im Gotteshause, wenn auch nur still und innerlich, wiederholen, und nun war Alles zum Ausbruch bereit, und wir wären gar gern nach Bernstorff hinausgezogen, wenn der nordische Frühling dieses Jahr nicht so lange geögert hätte. Ich glaube, daß wir erst im Juni das warme Stadthaus gegen das kältere Bernstorff vertauschen konnten. Mein Sehnen ging nicht aus den vier Wänden hinaus, welche meinen Schatz in sich schlossen, diesen mit Schmerzen erworbenen, mit Schmerzen genährten Schatz. Jetzt schon gedieh der Liebling herrlich, und ich freute mich mit wahren Stolz ihrer Größe, ihrer rundlichen Formen, ihres breiten Rückens und des ganzen köstlichen kleinen Wesens, welches mein, ganz mein war und von dessen Lippen ich künftig den süßen Namen „Mutter“ hören würde. Des Maimonats dieses Jahres erinnere ich mich trotz meines neuen Mutterglückes dennoch mit Kummer. Unsere Gerhardine hatte zu meinem Leidwesen schon früher den mir so schmerzlichen Entschluß gefaßt, mich im Herbst zu verlassen, um sich mit ihrer über Alles geliebten Zwillingsschwester zu vereinen, die sich während ihrer Abwesenheit verheirathet hatte. Jetzt ward uns die furchtbare Aufgabe, ihr den Tod derselben mitzuthellen. Um meines Säuglings willen übernahm es mein Mann, kehrte aber wie erstarrt zu mir zurück; denn ihre wilde Verzweiflung war durch kein Zureden zu besänftigen gewesen; sie hatte sich auf dem Fußboden umhergewälzt, sich die Haare ausgerissen und keinen tröstenden Zuspruch angenommen. Als indeß der erste Sturm sich etwas gelegt und einer frommen Ergebung Platz gemacht hatte, da horchte Gerhardine den milden, tröstenden Reden des Freundes, und es gelang ihm, den Balsam des Trostes in das tief verwundete Herz zu schütten, und zugleich gewann er dieses Herz ganz und für immer; sie

hing ihm seitdem mit einer Freundschaft an, welche ihre Lage bei uns sehr versüßte!

Mir verfloß der Sommer 1809 in Bernstorff, dem Paradiese meiner Kindheit und Jugend, in ungetrübtestem Lichte der Liebe und des Glückes, der Heiterkeit und einer wahrhaft lieblichen Geselligkeit.

Man denke sich das herrliche Haus, die köstlichen Gärten und Waldungen, welche es umgaben, bevölkert und belebt durch die Familie und deren Gäste; man sehe im Geiste die edlen Brudergestalten lustwandeln, oder sich auf schönen Pferden tummeln, oder einzeln die Damen in ihren Sigs und Pirutschen fahren. Diese Damen, namentlich die drei hübschen und schönen Jungfrauen Charlotte, Gerhardine und Karoline Linstow, ja auch meine schöne liebe, immer noch jugendliche Mutter, sind stets bereit zu kleineren und größeren Partien in der einzig reichen Gegend. Ich dagegen lasse mich fesseln durch meinen Säugling und die drei lieben Kinder meines Herzens, denn seit dem 13. Juli ist das Kleeblatt wieder vollständig. Sophie Hobe hat mir mein langentbehrtes Pflegekind wieder zugeführt, und ihre Munterkeit, ihr frisches blühendes Aussehen machen uns viel Freude!

An einer Hochzeit durfte es ebenfalls in diesem heiteren Sommer nicht fehlen; es war jedoch weder eine verwandtschaftliche, noch eine eigentlich muntere, weil die Familienmutter und einige der Geschwister fehlten. Meine Jugendfreundin Charlotte Brun feierte am 3. August ihre Verbindung mit einem braven, jungen, vermögenden Kaufherrn aus Lübeck, der gut aussah und ihr gut, besser als uns, gefiel. Ihre poetische, reiseflustige und im Norden stets kränkelnde Mutter (Friederike Brun) hatte sich, der Tochter zum lebhaftesten Kummer und dem Vater zum ebenso lebhaften Aerger, noch nicht von ihrem theuren Süden losreißen können, und so vermißten denn auch die Gäste bei dieser Feier sie, die doch die Seele ihres reizenden Sophienholms war, und fanden ihre Stelle nur unvollkommen durch die zahlreichen Tanten und Cousinen der Braut ersetzt. Auch das Wetter begünstigte dieses Fest nicht; es wehte ein rauher Nordwind, der die Blumengewinde zerraupte, die Lichter der Gartenillumination verlöschte und mich so erfaßte, daß ich mich noch abends in meinem sonst so warmen Bette von Todeskälte und Starrheit beschlichen fühlte. Meine Mutter eilte mir zu Hülfe; in der Noth wird ein Regimentsfeldscheer aus Jägersburg geholt; statt



Gräfin Charlotte von Dernath.

Aberlaß und anderer in solchen Fällen üblicher Mittel giebt er mir ein Brechmittel; die Anstrengung bringt wieder Leben in meinen Körper, Kälte und Steifheit weichen, und ich bin genesen. Mein Mann war von Sophienholm aus nach der Stadt gefahren; als er nun am Morgen des 4. nach Bernstorff zurückkam, fand er mich schon wieder hergestellt. Doch kostete es mir noch Thränen, als ich an mehreren folgenden Tagen der armen kleinen Thora nur dürftig Nahrung zu reichen hatte!

Meiner Mutter von ihr wie von uns gefürchtete Abreise war so lange verschoben worden, daß nun der Herbst drängte, und so ward der Tag der bitteren Losreißung auf den 21. Oktober festgesetzt. Sie scheiden zu sehen, war sehr schwer, auch Karoline blickte ich mit heißen Thränen nach; aber mehr als Alles erschütterte mich die Auflösung meines schönen Verhältnisses zu Gerhardine, durch deren steten Umgang ich so sehr verwöhnt war, die uns nun verließ, um zu den trauernden Jhrigen zu eilen. Dieser Abschied überstieg fast meine Kräfte, und ich erinnere mich kaum, im Leben je wieder meine Fassung so verloren zu haben wie an jenem Abende; ich lag am Boden ausgestreckt, aufgelöst in Jammer, fast erstickt von Thränen!

Ach! je jünger an Jahren und je ärmer an traurigen Erfahrungen man ist, je mehr läßt man sich im Schmerze gehen: man schwelgt in Thränen und findet gewissermaßen Trost in dem Mitleid mit sich selber! Später, wenn eine Kette von schmerzlichen Erlebnissen sich aneinander gereiht hat, verlernt man diese Lust am Leiden; man zaget dann vielmehr vor jedem Blick in die Tiefen des Schmerzes und geht ganz still mit geschlossenen Augen neben dem Abgrund her, bis die Richtung des Blicks endlich unverwandt nach oben gefehrt bleibt, bis man es ganz gelernt hat, sich recht fest an die Hand zu klammern, welche uns dann auch über die Abgründe des Leids linde hinwegzuheben vermag!



Spätherbst 1809 bis Sommer 1811.

Der eben beschriebene Abschied hatte noch in Bernstorff stattgefunden; gleich nachher zogen wir in die Stadt. Mein lieber Mann hatte sehr richtig berechnet, daß der Umzug, der Ortswechsel mich zerstreuen würden; doch er hatte hier wie immer sich selbst vergessen und war bei Weitem länger in dem schönen, aber kalten, zugigen Bernstorff verweilt, als es ihm zuträglich sein konnte, und so brach denn bald, nachdem uns die warme freundliche Stadtwohnung aufgenommen, ein ungewöhnlich starker Podagraanfall aus, zu dem sich der Stoff in den letzten Monaten unserer Billégiatur gesammelt hatte. Ich hatte nun meine Stelle so recht eigentlich gefunden, indem ich kaum von dem Krankenbette wich, solange seine Geschäftsthätigkeit unterbrochen bleiben mußte. Leider aber gönnte er sich diese Frist kaum; er nahm wenn auch nicht die eigenen Arbeiten, so doch den Faden der Geschäfte allezeit viel zu früh für seine Gesundheit wieder auf, viel zu früh auch für mich, die ich mich so gern ungestört seiner Pflege hingab, einer Pflege, deren Genuß, ja deren eigene Süßigkeit ich erst kennen zu lernen meinte; und doch gab mir diese Zeit an dem Lager des liebenswürdigsten aller Kranken nur ein Vorgefühl der späteren Erfahrungen ähnlicher Art. Der Kranke litt sehr, aber er klagte selten; er scherzte oft über sein Leiden und scherzte nie lieber und mit mehr Witz und Laune als eben in solchen Zeiten. Die erhöhte Weichheit seines Gemüthes war mir dann auch so eigens rührend, und wahrhaft beglückte es mich, daß er die Lieblinge gar zu gern um sich sah, sowie das Fieber nachließ.

Nur die völlige Genesung des theuren Kranken durfte ich abwarten, dann mußte ich das Opfer bringen, meine Thora zu entwöhnen; die Aerzte wollten es, doch trennte ich mich schwer von der Erfüllung einer so süßen Pflicht; nur das Bewußtsein, sie vollkommen konsequent durchgeführt zu haben, tröstete mich. Ich war damals so frisch und blühte in jugendlicher Fülle und Fröhlichkeit, wenn nicht eben solche Abschiede, wie der eben geschilderte, meinen Sinn grausam trübten. Doch diese Trübung dauerte nicht lange; dazu war mein ganzes Wesen noch zu elastisch und das Leben noch zu reich an Freude und Wonne für mich, die ich mich noch innerlich so ganz jung fühlte. Außerlich bestrebte ich

mich freilich, die Würde der Hausfrau und Ministerin anzunehmen, und deshalb war es mir nicht unwillkommen, als der erste Weisheitszahn hervortrat. Ich ließ mir gern die Schmerzen, ja das Fieber gefallen, welche diesen Durchbruch begleiteten; aber nicht so gern die Neckereien der Meinigen über diese so unbequem sich ankündende Weisheit. Auch wollte es mir keineswegs gefallen, daß mich diese neue oder alte Weisheit an dem Erscheinen auf dem ersten Hofball, der nun angesagt ward, hindern sollte; ich überwand die noch nicht völlig verschwundene Unpäßlichkeit und war die Erste und die Letzte auf dem Platz. Kündigten sich doch die Hofvergnügungen dieses Jahr so freundlich an, und hoffte ich mich durch dieselben reichlich für die steife Geselligkeit der zwei letzten Winter entschädigt zu sehen! In diesem Winter 1809 bis 1810 gab es eine königliche Hofhaltung; denn die gute und so fein gebildete Königin Marie hatte ihre Residenz wieder bezogen, und von ihr ausgehend, von ihrem lebenswürdigen Hofstaat nachgeahmt, lebte bald wieder der feine Ton, die wahre Hofsitte in meiner lieben Vaterstadt auf. Ich fühlte mich so heimisch an diesem Hoflager, und so war mir jeder Montag willkommen, wenn ich auch die Ballabende bei Weitem den sogenannten „Appartements“ vorzog, in denen nur gespielt und soupirt ward.

Jene Hofbälle, die um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr begannen und nicht vor zwei oder drei Uhr ihr Ende fanden, schienen mir nie zu lang; um so weniger, da ich mich während der Pausen, und wenn ich einmal auszuruhen wünschte, stets angenehm umgeben sah von einem Kreis lieber junger Frauen und Mädchen. Unter diesen zeigt sich aber meiner Erinnerung vorzugsweise eine, welche von mir unzertrennlich war und blieb; es ist mein Suschen Baudiffin, meine holde Kindheitsgepielin, welche ihren Eltern in diesem Herbst nach Kopenhagen gefolgt und mit ihnen, nicht sehr entfernt von unserer Wohnung, in einem allerliebsten gelegenen Hause in der neuen Kronprinzessinnenstraße, dem Rosenburger Garten gegenüber, wohnte. Wir genossen diese Vereinigung in schwärmender Glückseligkeit, jede Vormittagspromenade und mancher Abend führte uns zusammen; eben deshalb aber konnte mir auch ihre Neigung zu einem jungen mecklenburgischen Edelmann nicht lange verborgen bleiben. Die Liebe der Beiden war so ernst und tief wie Beider Charakter; sie hatte sie im vorigen Winter in Kiel so mächtig ergriffen, daß sie fühlten, es sei fürs

Leben; sie hatten sich Treue und stille Ausdauer gelobt, bis die Umstände eine Einwilligung des Vaters hoffen ließen. Adolf v. Bülow besaß kein Vermögen; er studirte noch, als Susanne ihn kennen lernte, und ich weiß nicht, ob er sich schon damals entschieden hatte, in dänische Dienste zu gehen. Sein jüngerer Bruder Heinrich, der Gemahl von Gabriele v. Humboldt, der früh für den preussischen Staatsdienst bestimmt wurde, ist später als Gesandter in London so oft genannt worden.

Meine erste Empfindung bei der Entdeckung von Susannens Liebe war Schreck und Betrübniß, weil mein Mann und ich die leise Hoffnung gehegt hatten, Joachim werde vielleicht mit ihr neue, den Verlassenen wieder beglückende Bande anknüpfen; vor Allem aber mußte mir bei dieser Liebe hange für die Zukunft des lieben trefflichen Mädchens werden, denn zu den Hindernissen des geringen Vermögens und der ungünstigen Lage kam noch Bülows anerkannt schwache Gesundheit hinzu. Wohl über ein Jahr durfte ich mich ganz still dabei verhalten; dann aber gerieth ich, wie alle Freunde Susannens, in eine schwere Lage. Bülow hatte von den Eltern zwar keine bestimmte abschlägige Antwort, doch aber das Verbot erhalten, sich in ihrem Hause zu zeigen. Natürlich wurde nun jede Gelegenheit gesucht, sich bei den Bekannten zu begegnen; diesen aber wollte es beinahe wie ein Unrecht gegen die Eltern bedünken, wenn sie solche Gelegenheiten absichtlich herbeiführten. So aber konnte und durfte die Sache nicht lange bleiben, um so weniger, da Beider Gesundheit darunter litt. Susannens Jugendblüthe verschwand von Tag zu Tag mehr, ihr Haar bleichte sogar, und ehe sie das zwanzigste Jahr vollendet, konnte sie schon graue Locken aufweisen. Bülow verfiel häufig in schwere Krankheiten, die für Susanne zur doppelten Prüfung wurden, weil sie sich unterdeß nur sehr unvollkommene Kunde von ihm zu verschaffen wußte.

Endlich im Jahre 1812 erbarmte sich der König dieser hoffnungslosen Liebe und beglückte am Ende die Eltern ebenso sehr wie die jungen Leute, indem er Bülow zum Amtmann von Cismar ernannte, dem kleinsten Amt freilich in seiner Monarchie.

Anfang des Jahres 1810 ward mein theurer Vater zum Gesandten in Stockholm bestimmt. Diese Bestimmung führte ihn in dem beginnenden Jahre in meine Arme und bereitete uns ein schönes, aber leider sehr abgekürztes Beisammensein; denn schon am 24. Januar mußte die Reise gen Norden fortgesetzt werden, obgleich der ihm liebe

27., mein Geburtstag, so nahe war. Aber auch diesmal wie so oft in seinem verhängnißvollen Leben ward sein Wunsch durchkreuzt; fern von mir durchflog er an diesem Tage die eisigen Gefilde Schwedens, fand aber doch den Moment, mir schriftlich seine väterlichen Wünsche auszusprechen. Das hat er an diesem Tage nie versäumt, so wenig er auch sonst das Schreiben liebte.

Das Frühjahr 1810 führte eine bedauerliche Umwälzung im Ministerium, eine mich ebenfalls sehr betrübende in unseren Privatverhältnissen herbei. Mein Gemahl war mir gar zu oft gedrückt erschienen von der Last der Geschäfte, der seine Gesundheit nicht gewachsen war. Deshalb wünschte ich eine Veränderung seiner Lage, ja in Bezug auf ihn wünschte ich oft, was ich für mich befürchtet haben würde, wenn mein „Ich“ dabei hätte in Betracht kommen können; ich wünschte für ihn seinen Austritt aus den Geschäften und verschwieg ihm auch meine Ansicht nicht. Einmal, es mag wohl in den ersten Tagen des April 1810 gewesen sein, legte ich ihm den Ausdruck meiner Besorgnisse, meiner Wünsche recht warm ans Herz und fragte, ob es nicht Pflicht der Selbsterhaltung sei, die ihm so unentbehrliche Ruhe zu suchen. Da antwortete er mir sehr entschieden, er sei durch alle Bande der Erinnerung und der Dankbarkeit so fest an Dänemark und seinen König gefettet, daß er nicht daran denken dürfe, sich dem Dienst zu entziehen, während er noch nützen könne. Er müsse und wolle ausharren und weder wanken noch weichen, solange der König ihm seine selbständige Stellung unverkümmert ließe. Er könnte es nur mit großem Dank anerkennen, wie sein Herr seit jenen Unglücksjahren von 1801 und 1807 sich gar keine Eingriffe in seine Geschäftsführungen erlaubt und ihm in Allem freie Hand gelassen habe. Der vortreffliche alte Reventlow, der lebenswürdige Schimmelman ließen sich in der Art mehr gefallen, als er seinem Pflichtgefühl nach für möglich halten würde; das ihre geböte ihnen oft Schweigen und Dulden, wo das seinige ihm heißen würde, zu sprechen und abzugehen. Und siehe da, recht unerwartet, ja recht schmerzlich trat ein solcher betrübender Fall einige Wochen nach obiger Unterredung ein. Mein Mann mußte den Befehl des Königs erfüllen und trotz seiner unterthänigen Gegenvorstellungen einem Mann einen Verweis geben, den derselbe in seinen Augen nicht verdient hatte. Da

war nun der Moment gekommen, um den Abschied zu erbitten, wobei er jedoch, um nicht anmaßend zu erscheinen, als Grund seine schlechte Gesundheit angab. Der König konnte nicht anders als ihn entlassen; schön war es aber und edel und ward auch von uns mit wahrer Rührung anerkannt, wie der König es mit so aufrichtigem und ungeheucheltem Schmerz, ohne eine Spur von Rancune that und seinem abgehenden Diener nie Verstimmung, sondern nur freundliche Trauer zeigte. Als mein Schwager dagegen ungesäumt auch sein Entlassungsgesuch einreichte, da riß dem König die Geduld, und als derselbe sich ihm vorstellte, da fuhr er ihn an und machte ihm um so ungerechtere Vorwürfe, als Joachim mit gänzlicher Hingebung und ebenso heispielloser Treue wie seltenem Geschäftseifer und Geschick gedient, ja Tag und Nacht gearbeitet hatte, ohne daß ihm je ein Gehalt weder angeboten noch gegeben worden war. Meines Mannes Gehalt war freilich mit dem sinkenden Kurse auch sehr gering geworden; die 6000 Papierkronen reichten zuletzt kaum mehr hin für unseren häuslichen Verbrauch an Thee, Kaffee und Zucker.

Am 22. April hatte mein Mann um seine Entlassung gebeten, und den 24. antwortete Seine Majestät in dänischer Sprache:

„Mein lieber Graf Bernstorff!

Ich ersehe aus Ihrem Gesuch vom 22. April, daß die Schwäche Ihrer Gesundheit Ihnen den Wunsch einflößt, Ihres Amtes entledigt zu werden. Infolge hiervon bitte ich Sie, mir mitzutheilen, ob Sie nicht etwa noch, solange der Krieg dauert, in Ihrem Amte verbleiben könnten, um so mehr, da Sie Ihren Bruder zur Seite haben, dessen Stelle ja ganz eigens Ihnen zur Hülfe geschaffen worden, oder ob Sie im entgegengesetzten Falle nicht wenigstens so lange bleiben wollten, bis ich würde Anstalten getroffen haben, um Ihnen einen Nachfolger zu finden.

Ihr ergebener

Friedrich Rex.“

Sobald diese doppelte Entlassung bekannt wurde, rollten die Wagen der Kondolirenden und Gratulirenden in großer Anzahl vor unser Haus, und so sehr ich diese öffentlichen Beweise von Theilnahme bewunderte, weil man doch eine Art von Ungnade hätte voraussetzen können, so lästig fielen sie mir dennoch, weil ich von heftigem Wechsel-

fieber mit ſtarkem Kopfweh recht krank und gegen Geräusch empfindlich war. Gewiß trug die Umwälzung unſeres Schickſals auch nicht wenig zu meinem Leiden bei; denn ich verließ Kopenhagen und Bernſtorff ſehr ungerne und verſprach mir kein großes Glück von unſerem Leben auf den Gütern in Mecklenburg. Dieſe Güter wie ihre Umgebung waren mir beinahe fremd; ich wußte nur, daß ihre Lage mir mißfallen würde. Die Einſamkeit und Stille dort konnte ich zwar für mich nicht fürchten; denn ich kannte zu wohl meinen Sinn für ländliche Muße und Beſchäftigung. Ich hatte von jeher das Landleben geliebt und jezt, wo ich mir dazu eigens gewählte Aufgaben geſtellt hatte, wo ich u. A. mit ſo großem Eifer an jener Bibelerklärung arbeitete, die ich im Winter 1809 begonnen und in die ich mich am 17. März d. Js. vermaßen vertieft hatte, daß die dadurch erregten Bilder mir in meine Wochenzeit hinein gefolgt und mir Rains Brudermord in meinen Träumen immer wieder erſchreckend erſchienen war. Dagegen fürchtete ich den Aufenthalt in Dreylißow für meinen theuren Mann, und zwar weniger die Einſamkeit als die ganz veränderte Lebensweiſe, die Lücke, welche ihm die abgegebenen Geſchäfte laſſen würden. Ich kannte zwar ſeine große Vorliebe für das Landleben, meinte aber dennoch, daß es ihm jezt unmöglich Erſatz bieten könne für die ihn ſeit langen Jahren in Anſpruch nehmende rege amtliche Thätigkeit in der Reſidenz, in die er ſich ganz eingelebt hatte. Die meiſten unſerer Freunde waren meiner Meinung; dieſe Meinung ſprach ich, ſprachen auch wohl ſie ſpäter, zumal vierzehn und zwanzig Jahre nach dieſer Epoche, bei ähnlichen Veranlaſſungen gegen meinen Mann aus; er wollte indeß weder ihnen noch mir jemals Recht darin geben, und ich geſtehe, daß ich jezt, 1839, nachdem ich viele Briefe aus jener Zeit von ihm geſehen und mich in ſeine damalige Stimmung ſowohl als in die Denkungsart, welche jene Briefe häufig ausſprachen, ganz hineingedacht habe, ihm beipflichten und meine Anſicht aus jenen Zeiten verwerfen muß.

Durch dieſe Papiere habe ich mir erſt das Bild ſeiner Jugend vollſtändig ergänzt; ſeine Sinnesart, ſeine Neigungen alle wieſen ihn auf ein einfaches Leben auf dem Lande; denn nur in Gottes freier Natur war ihm wohl, nur dort fühlte er ſich in ſeinem eigenſten Elemente. Schon früh, als ſeine Eltern nach langem Aufenthalte in Mecklenburg wieder nach Kopenhagen zurückkehrten und er, der 15jährige Knabe,

zum ersten Mal den Winter (1784 auf 1785) in der Stadt zu bringen mußte, spricht sich in den erwähnten Briefen seine Sehnsucht nach dem Naturleben in bitteren Klagen aus. Von allen Seiten wurden ihm Vorwürfe und Vorstellungen gemacht, und er raffte sich auf; er überwand die zu große Trauer, welche ihn überkommen hatte, als er sich in den Mauern eingeschlossen fühlte, und ergab sich darein, gewöhnte sich sogar nach und nach an die Idee, daß ein Leben auf dem Lande nicht sein Loos sein würde, daß er sich einem Berufe werde widmen müssen.

Im Jahre 1788, bei Gelegenheit des Krieges gegen Schweden, den er heiß wünschte mitzumachen, trug er seinem Vater die Bitte vor, Militär werden zu dürfen; doch dieser hatte ganz andere Pläne, denen der Sohn sich in Gehorsam fügte, wenn sie gleich seine Neigungen durchkreuzten. Christian ward, was der Vater wünschte, Diplomat. Als aber bei seiner ersten längeren Anstellung zu dem Zwange des Stadtlebens noch das Gefühl der Vereinsamung und der Trennung von all seinen Lieben hinzukam, da bemächtigte sich seiner ein Heimweh, eine Melancholie, welche er nur sehr schwer und erst nach und nach überwand. Neun Jahre verbrachte er so in steter Beugung seines Sinnes und Unterwerfung seiner eigensten Wünsche.

Diese seine diplomatische Laufbahn begann im Jahre 1789 mit einer Anstellung als Legationssekretär in Berlin, wo sein Oheim Fr. v. Graf zu Stolberg damals dänischer Gesandter war. Im Sommer 1794 ward er unerwartet abberufen, um den dänischen Gesandtschaftsposten in Stockholm zu übernehmen. Hier erhielt er im Jahre 1796 den Befehl, in besonderer Mission nach St. Petersburg zu gehen, um dort als geheimer Beobachter und öffentlicher Gratulant der Verlobung Gustavs IV. mit der Großfürstin Alexandra Paulowna beizuwohnen, die brillant gefeiert und dann plötzlich wieder aufgehoben wurde. Nach Stockholm zurückgekehrt, waltete er dort nur kurz noch seines Amtes; denn im Mai 1797 ward er schleunigst nach Kopenhagen an das Krankenbett des über Alles geliebten Vaters gerufen, und als dieser den 21. Juni starb, trat der Sohn auf Wunsch des Königs unmittelbar als dessen Amtsnachfolger in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein. So war er aufs Neue durch die Pflicht gefesselt, trotz seiner schwachen Gesundheit auf seinem Posten auszuharren,

der ihm vollends wie eine Galeere erschien. Nur seine Ergebenheit für König und Vaterland und das Bewußtsein, dem Posten wirklich gewachsen zu sein, konnten ihn einigermaßen mit dem Opfer ausöhnen und ihn entschädigen für die Einbuße seines eigentlichen Lebensglückes.

So erleichtert er sich jetzt 1810 bei dem Vorgeschnack seiner nahen und gänzlichen Freiheit fühlte, so schmerzlich blieb ihm der Gedanke an die bevorstehende Trennung von seinem überaus gnädigen Herrn und von der Wiege seiner Kindheit, von dem lieblichen Seeland, dem herrlichen Bernstorff. Er hatte seinen Auszug auf den Ausgang dieses Sommers 1810 festgesetzt; nun sollte diese Frist noch recht genossen und auf alle Weise durch Spazierritte und =fahrten, durch große Herbstjagden und durch kleinere tägliche Jagden auf dem umgrenzteren Gebiet von Bernstorff benutzt werden. Dieses Gebiet war dem Freiherrn Johann Hartwig Ernst v. Bernstorff in Anerkennung seiner Verdienste von seinem König geschenkt worden. Er baute das Schloß, über dessen Haupteingang folgende Inschrift in Latein zu lesen ist:

„Als im Jahre 1760 nach Christi Geburt, währenddem durch den wüthendsten Krieg, Sturm und Aufruhr fast ganz Europa entvölkert wurde, Dänemark durch die Gnade Gottes einen tiefen und glücklichen Frieden genoß, ließ auf Befehl des besten Königs dieses ehrenvoller Ruhe nach gethaner Arbeit gewidmete Gebäude erbauen

Johann Hartwig Ernst Freiherr v. Bernstorff.“

Den Grundstein dazu legte am 18. Mai Caritas Emilia Freifrau v. Bernstorff geb. v. Buchwald, seine Gemahlin.

In gutem Deutsch liest man dann noch:

„Ich aber und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen.“

Von diesem ersten Besitzer ging das Gut auf seinen Neffen, meinen Schwiegervater, Andreas Petrus Bernstorff, über und von diesem auf Magnus, von dem aber die ältesten Brüder das Schloß nebst hundert Tonnen oder Morgen Land gekauft hatten. Das Uebrige war verpachtet. Diese hundert Tonnen bestanden aus den Anlagen dicht am Hause, aus Kornfeldern, Wiesen, Wald, die mit hineingezogen waren, und aus jenen mitten im Walde gelegenen Obst- und Gemüsegärten, deren ich schon erwähnt und die ich gewiß nicht mit Unrecht das Land Raschmir genannt habe. Denn wie jene gesegneten Paradiesfluren,

inmitten schützender und jedes rauhe Lüftchen abwehrender Berge, wie ein Edelstein in köstlicher Fassung daliegen, so hier die walдумkränzten, nach Süden geneigten, reich gewässerten Gärten, die Blumen, Früchte und Kräuter hervorbringen in einer Fülle und Schönheit, wie man sie sonst nur im glühenden Süden findet.

Diese Gärten, Wälder, Wiesen, englischen Anlagen waren verbunden durch reizend angelegte Fußwege. Hierher verirrte sich oft das Wild, welches dann auch dazu bestimmt war, nicht lebend diesen Umkreis zu verlassen; denn die beiden Nimrode verfolgten sogleich und meistens mit Glück seine Spur. Aber auch eine geringere Jagd ward von meinem Manne nicht verschmäht, Dächse wurden erlegt und dergleichen kleines Wild. Oft sogar vertauschte er um eines Vogels willen die Feder gegen die Plinte, und ich sah dann meinen Jäger eilends durch unseren Salon hindurch auf seine Beute zustürzen. Dieser Jagdeifer des ernstesten Gemahls erfreute mich wahrhaft. Doch eines Tages, im vorigen Sommer, hatte er mir doch einen argen Schreck bereitet. Eines Morgens nämlich, als ich gerade meinem Säugling seine Nahrung reichte, fiel im Nebenzimmer ein Schuß; ich hatte eben meines Mannes Schritt gehört und erkannt! Gelähmt und wie zerschmettert starre ich nach der Thür, durch die er denn auch mit blutender Hand und einem an ihm nie gesehenen Ausdruck von tiefster Beschämung hereintritt, um sich in Liebkosungen und Beschwichtigung meiner Aufregung, in Selbstanklagen und Verdruß über seine Unvorsichtigkeit zu ergehen. Er kann sich nicht trösten über die Rücksichtslosigkeit, mit der er durch meine Zimmer geeilt war, indem er ein Gewehr mit gespanntem Hahn trug, und fürchtet nun Alles für Mutter und Kind; doch Gott verhütete in Gnaden jedes Unglück, ließ auch die verwundete, dem Minister so unentbehrliche Hand bald heilen und verlöschte so jedes bittere Andenken an diese Begebenheit; dennoch ward sie gewissermaßen verewigt durch ein bedeutendes Loch im Plafond, das ich noch im Jahre 1834 wieder fand. Diesen Sommer 1810, von dem auch die Freunde und Verwandten wädhnten, daß es unser letzter in Dänemark sein würde, führte uns deshalb noch manchen Besuch zu, so die Geschwister Katharina und Christian Stolberg.

Der geistreichen Tante Katharina Stolberg interessanter, des theueren Oheims anregender Umgang hatte uns wieder sehr verwöhnt

und ließ eine Lücke bei ihrem Scheiden, welche selbst die Kinder schon fühlten, meine Thora empfand.

Das königliche Paar pflegte uns wohl im Sommer einmal in Bernstorff zu besuchen; in diesem Jahre ward der Besuch von wehmüthigen Empfindungen begleitet, ohne daß man sich jedoch darüber ausgesprochen hätte. Nur einer meiner Freundinnen sagte der König, als er die schönen Gärten durchwanderte: „Und dieses Paradies zu verlassen, kann sich Graf Bernstorff entschließen!“ Diese Wanderung ward von der Gartenseite begonnen, durch den Wald weiter geführt; man hatte meine lieben Obst- und Gemüsegärten berührt, deren südlicher Duft schon von ferne anlockte, deren Sonne heller, deren Rasen grüner, deren Blumen bunter glänzten als in anderen Gärten, und kehrte von der Jägersburger Seite über den Hof zurück.

Wir hatten wahre Freude an der Liebenswürdigkeit unserer hochverehrten Königin, an ihrem schönen, reinen Französisch, an ihrem wahrhaft fürstlichen Anstand, ihrer würdigen und zugleich so anmuthigen Art und ihrer immer gleichen Freundlichkeit. Sie wollte gefallen, und man dankte es ihr, daß sie es sich angelegen sein ließ, zu gefallen, während die Prinzessinnen der späteren Zeit in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu weit gingen und dadurch stolz erschienen. Es war ihr ein Bedürfniß, von ihrem Volk, von jeder Klasse desselben geliebt zu sein, und sie ward durch dieses Streben wahrhaft liebenswerth. Sie ging mit bewundernswürdiger Theilnahme in die Familienverhältnisse ein und mußte Jedem etwas Verbindliches zu sagen. Sie sah und sprach die Menschen gern, und mein lieber junger Freund H. C. hatte Unrecht, als er, von einer Audienz zurückkehrend, von ihr sagte: „Plus charmée que charmante.“

In ihrer Jugend war sie sehr hübsch gewesen, und diese Jugend dehnte sich wunderbar lange aus; denn noch 1810 war ihre Erscheinung mit Jugendreiz geschmückt, und sie war doch schon 1767 geboren. Wie anmuthig waren ihre freien Züge, ihre sprechenden Augen, ihre holde Freundlichkeit, wie liebenswürdig ihre Unterhaltung, welche Gegenstände sie auch berührte. Der König war in seiner treuherzigen Art freundlich und gnädig wie immer, wenn auch gerade diesmal wortfarger als gewöhnlich; die älteste Tochter, Prinzess Karoline, damals „Kronprinzessin“ genannt (sie heirathete später 1829 ihren Vetter, den Prinzen Ferdinand

von Dänemark), war etwas abspringend und in ihren Ausdrücken einigermassen derbe Theilnehmerin an der Unterhaltung. Endlich möchte ich meinen Gemahl so schildern, wie er mir an jenem Tage erschien, an welchem er, wie in unserem Hause stets, die Hauptrolle spielte. Mit der ihm eigenen Grazie macht er die Honneurs seines Hauses; er präsentirt dem Königspaar den Thee mit einer Hoheit und zugleich mit einer Gewandtheit, die ihn gar zu gut kleidet. Wie schön sah er in der rothen Uniform aus! Ob er noch sein Haar gepudert trägt? Ich weiß es nicht, doch bedünkte es mich fast so. Er ging erst spät zu der neueren Mode über, und sollte man es glauben, ich bedauerte es wahrhaft; denn ich fand, daß der Puder ihn so gut kleidete. Da stand er denn in diesem vornehmsten Kreise, in der Erscheinung selbst der Vornehmste von Allen! Da bewegte er sich mit unnachahmlicher Würde und Grazie, da knüpfte er den Faden des Gespräches wieder an, wo dasselbe etwa zu stocken begann, und es stockte nur zu leicht! Hatte man den schönen Sommertag, die reizende Gegend, die Fülle der Blüthen, das üppig stehende Korn, die ergiebige Jagd besprochen, so stockte die Unterhaltung bei der speziellen Erwähnung Bernstorffs und seiner Vorzüge, eben wegen unserer baldigen Abreise. Die Unterhaltung stockte gleichfalls, wenn sie, dem Blicke folgend, auf der Meeresbläue haften bleiben wollte; denn die Herrschaft des Meeres war durch das englische Uebergewicht dem König streitig gemacht, und der Mastenwald im Kopenhagener Hafen war verschwunden; weiter hinüber in das nur durch den Sund getrennte Nachbarland durfte man sich vollends nicht verirren, hatte doch eben der Reichstag in Derebro so feindselig gegen unseren Monarchen entschieden.

Nach dieser Abschweifung kehre ich nun zu unserer Familiengeschichte zurück und zwar zunächst nach Rastorff, wo seit dem 14. September 1809 die Familie Ranzau das neue Haus bewohnte; jetzt war eben Milchen von Pyrmont zurückgekehrt, diesmal aber leider nicht so sichtlich gestärkt wie früher! Ach ihre Lebenszeit war schon beinahe abgelaufen, nur wenige Monate waren ihr noch im reichen Kreise ihrer Kinder, waren den ahnungslosen Jhrigen, nahe und fern, von denen Allen sie so heiß geliebt wurde, noch gegönnt!

In ihrer Umgebung befand sich unsere Gerhardine, sie, die vor einem Jahre von mir geschieden war, um zu ihren Verwandten in der

Wetterau zu eilen und dort eine neue Lebensaufgabe zu übernehmen. Aber wiederum zerstörte der Tod einer nahen Angehörigen ihre Pläne; sie blieb vorläufig in Rastorff, und gerade jetzt erreichte sie ein höchst unerwartetes Anerbieten vom dänischen Hofe, dem sie nicht widerstand. Sie wurde zur Erzieherin der kleinen Prinzess, der zweiten Tochter des Königs (Wilhelmine, geboren 1808) mit dem Titel, dem Range und den Vortheilen einer Hofdame berufen. Mir kam diese Kunde wie eine Neckerei des Schicksals vor: meine Freundin sollte nach dem von ihr so sehr gefürchteten Norden zurückkehren, dort heimisch werden, gerade da ich ihn für immer verließ! Doch siehe, dieser Abschnitt in meinem Leben ward unerwarteterweise noch auf ein Jahr hinausgeschoben. Eben als alle Einrichtungen in Dreylückow vollendet waren, gingen mir neue Hoffnungen auf, deren Erfüllung wir nicht gern auf Reisen oder in dem noch so fremden Ort auf unseren mecklenburgischen Besitzungen entgegensehen wollten. Es ward beschlossen, das Frühjahr in Kopenhagen abzuwarten. Ach damals ahnte mir nicht, wie entscheidend für unsere ganze Zukunft dieser Beschluß sich erweisen würde.

Diese Veränderung unserer Pläne machte es meinem Manne wünschenswerth, vorher noch einmal in Dreylückow selbst den Stand seiner Angelegenheiten in Augenschein zu nehmen; auch sollten die Seinigen in Holstein sich nicht vergebens auf das Wiedersehen gefreut haben, und so reiste er denn am 1. November 1810 dahin ab, indem er mich in meinem behaglichen Neste gut versorgt und unter dem Schutze meiner Cousine Susanne Baudissin zurückließ. Sie war zu mir gezogen und widmete sich mir gänzlich; doch mochte ihr hange werden bei der Aufgabe, welche sie übernommen, als ich ihr schon an dem ersten Tage nach der Abreise meines Gemahls einen argen Schreck verursachte. Wir hatten damit begonnen, eine Tagesordnung zu entwerfen, und nun sollte auch sogleich die Lektüre herbeigeschafft werden. Ich besteige zu dem Ende einen Sessel, um aus dem Wandschrank Bücher herabzureichen, und siehe, der Stuhl schlägt um, ich liege auf dem Boden, sie stürzt herbei, will helfen, will retten —, doch ich springe recht munter auf und bin ganz wohlbehalten!

Nach einigen Tagen haben wir abends ihre Eltern besucht und sind auf der Heimfahrt dergestalt im Gespräch vertieft, daß wir unsere Irrfahrt erst bemerken, als wir uns in einem ganz entlegenen und

daher unerleuchteten Stadtviertel befinden. Wir rufen rechts, links, keine Antwort, keine menschliche Seele; uns wird bange, ja unheimlich zu Sinne, ist es doch, als jagt der verwünschte Fenker unserer muthigen Pferde mit uns in einer verzauberten Stadt der Todten umher. Die hohe Mauer rechts zeigte weder Thüren noch Fenster; es mag wohl die Wallmauer gewesen sein! Endlich laufen die vernünftigeren Thiere wieder in bewohntere Quartiere zurück, und plötzlich erkennt Susanne die heimische Kronprinzessinnenstraße! Nun rufen wir mit erneuerter Kraft nach meinem zaghaften Diener, dem alten Hans Hansen, der es denn auch endlich wagt, den Pferden in die Zügel zu fallen in dem Augenblick, wo sie an dem Hause vorbeisaußen wollen, von dem sie ausgefahren waren! Susannens Eltern empfangen uns mit Erstaunen, sie bringen uns sicher in unsere Wohnung zurück!

Am anderen Morgen waren Schreck und Noth vergessen, und unser freundliches Stillleben ging seinen Gang fort. Wir verbrachten gar traulich einsame Tage der fleißigsten Beschäftigung, die fast nur durch Promenaden und Ländelei mit den Kindern unterbrochen wurde. Die Spätabende fanden uns gewöhnlich noch auf meinem großen Kanapee, halb sitzend, halb liegend, eines von den Lichtern auf dem Sofa selbst zwischen uns, in Jean Paul lesend. Damals hatte ich noch eine besondere, später ganz verrauchte Passion für diesen Autor, dessen Hesperus und Titan ich mir schon früher mit großem Genuß zu eigen gemacht hatte. Mein Mann neckte mich gern damit, daß ich mir Jean Pauls Sprache angewöhne. Jetzt lasen Susanne und ich die Flegeljahre, Frucht- und Dornstücke u. s. w. mit größtem Eifer.

Ich wüßte nicht, daß wir in jener Zeit andere Besuche erhalten hätten als die regelmäßigen des Etatsraths Brandis (unseres Hausarztes), dessen originelle und geistreiche Unterhaltung uns oft ungemein fesselte.

Mitte Dezember kehrte mein Mann zu mir zurück, und so lieb mir das tägliche und stündliche Zusammenleben mit Susanne auch gewesen war, so entließ ich sie doch gern; denn ihre Stelle ward schön und sicher ausgefüllt. Seine Anwesenheit in Holstein hatte dort großen Jubel verbreitet; Milchen war ihm entgegengeeilt, hatte sich ihm für die ganze Zeit angeschlossen und ihn so wenig wie möglich verlassen! Ach! diese zärtlichen Geschwister sahen sich nicht wieder; denn Milchen starb im Mai 1811. Bei dem nächsten Besuch in Rastorff fanden wir

Ranzau mit einer anderen Frau, Luise v. Wigleben, die er 1813 geheirathet hatte.

Unser jetzt durch keine Geschäfte mehr gestörtes Beisammensein wußten wir in häuslicher Ruhe und gemeinschaftlichen Beschäftigungen recht zu genießen; wir sahen daher auch jede Unterbrechung dieses einförmig-angenehmen Lebens als lästige Störung an, so z. B. die Feste, welche der durchreisenden Kronprinzessin von Schweden*) zu Ehren gegeben wurden.

In ihrer Begleitung kam ein alter Freund meines Mannes, Brinckmann, der frühere schwedische Gesandte in Berlin. Er blieb zu kurze Zeit in Kopenhagen, als daß ich hinter seinem Außern (er sah frappant wie ein Rußknacker aus) den schönen Geist und das gute Herz hätte erkennen können; der wohlwollend theilnehmende, damals schon alte Mann lebt jetzt (1839) noch und erfreut seine Freunde mit interessanten, schön geschriebenen Briefen von mehr als 30 Bogen.

Er hatte seinen Spaß mit den Kindern, besonders an Lenore Galls festem Wesen, die ich, als Gerhardine uns verlassen, vorläufig bei mir behalten hatte, um sie später der Tante zurückzugeben.

Die Erzieherin, welche schon im vergangenen Jahre die Stelle von Gerhardine Gall bei meinen Kindern übernommen hatte, war uns von unserer damals in der Wetterau lebenden Freundin, Charlotte Ranzau, empfohlen worden. Aber jene liebe und liebenswürdige Frau hatte nicht eben viel Menschenkenntniß bei dieser Empfehlung bewiesen, und so trennten wir uns schon in diesem Winter von der Demoiselle Mathé. Da nun bald nachher meine theure Mutter ihr Amt als Pflegerin bei mir, dem verzogenen Töchterchen, übernahm, so widmete, bis eine neue Gouvernante aus der Schweiz kommen würde, die treue Charlotte Clausewitz mit mehr als gewöhnlichem Geschick, mit großer Ausdauer und noch größerer Liebe sich der zweifachen Aufgabe, die Kinder zu beaufsichtigen und zu unterrichten, während ihre Gefährtin, die allerliebste Karoline v. Rinstow, die schon seit Jahr und Tag von meiner Mutter unzertrennlich war, nur helfend auftrat. Gerhardine Gall schloß sich ebenfalls für diese Reise meiner Mutter an, und so

*) Kronprinz von Schweden war seit dem 21. August 1810 der französische Marschall Jean Bernadotte, Fürst von Pontecorvo. Seine Gemahlin war Eugénie Clery, die Tochter eines Kaufmanns aus Marseille.

entwickelte sich am 11. März 1811 aus dem lieben mir wohlbekanntem Reisewagen meiner Mutter eine Gesellschaft von sechs Personen, die mir Alle tausendmal willkommen waren. Von jetzt an bildeten wir einen reichen Kreis Hausgenossen.

Am 22. April vormittags meldete sich das böse Stündlein an; um 2 Uhr wurde es ernst, und um 4 Uhr schon kündete der dänische Bediente Werner, indem er eine Schüssel mit Schneebällen auf den Tisch setzte, den Hausgenossen langsam und pathetisch an: „Die Gräfin läßt grüßen, sie hat eine junge Tochter bekommen.“

Jochen, welcher an dieser Tafel von meist jungen Damen präsidirte, war ebenso schnell wie sie auf und die Treppe hinabgeeilt, um Näheres über unser Befinden zu erfahren und um in seiner Freude den geliebten Bruder zu umarmen. Ein Jubelchor erfüllte das ganze wieder neu beschenkte Haus; das Töchterchen war so innig willkommen, als wenn es der doch natürlich mehr gewünschte Sohn gewesen wäre. Es war groß und stark, aber vor der Hand eben nicht von anmuthiger Schöne; doch nach und nach wurden die Züge menschlicher, ach und späterhin so ideal schön. Ich konnte nicht müde werden, das kleine Wesen neben mir ruhen zu haben, es ohne Ende in seinen Manieren und Grimassen und seinem hellen Umherblicken zu bewundern, als sei es mir etwas ganz Neues, als habe mir nicht schon früher ein kleiner Schatz also im Schoß gelegen. Aber dieses Ergötzen an den kleinen Lieblingen ist wohl jedesmal gleich frisch und neu, und die stille Freude eines gesegneten Wochenbettes wird ebenfalls immer gleich, immer ganz überraschend fein und bleiben. Nach ausgestandener Anstrengung ruht der Körper so sanft, und die Seele feiert mit von aller Qual, aller Noth, sie feiert mit im innigsten Dankgefühl für die so nahe empfundene mächtige Hülfe des Herrn, und diese Ruhezeit wird ihr ein heiliger Sabbath!

Meine liebe Mutter half mir, und besonders weise in Rath und That stand ihr wieder die Pastorin Maßmann zur Seite, eine so treue, liebende Seele, wie man sie gern an der Seite jedes Predigers sähe!

Maßmann taufte auch diesmal meine kleine Klara Charlotte Gerhardine. Klara nach meiner Susanne zweitem Namen, und die beiden folgenden Namen verrathen die lieben Taufzeugen.

Wichtiger als die Gegenwart dieser Pathen war und blieb mir die segnende Nähe meiner geliebten Mutter, welche natürlich auch dieses Kindlein so wie deren ältere Schwester über die Taufe hielt! Den Ausdruck, mit dem sie diese kleine Gottesgabe dem Herrn darbrachte, werde ich nie vergessen; es lag darin: „Herr, nimm es ganz hin, laß es Dein sein, und nur unser, insofern wir Deine Stellvertreter sind; ich weihe es Dir in Zeit und Ewigkeit!“

Diese Bitte ward für die Zeit und o gewiß auch für die Ewigkeit erfüllt! Sie ward bald schon hienieden sein, blühte uns zur Lust, Freude und Entzücken einundzwanzig und ein halbes Jahr, und dann rief der treueste Hüter sein Schäfchen von diesem Schauplatz der Leiden und der Sünde ab, zu sich, in die „selige Ewigkeit, in die süße Seligkeit!“ Diese Worte sprach sie den 13. Oktober 1832; es waren ihre letzten!

Wende ich aber meinen Blick zurück zu jener heiteren Feier des 13. Mai 1811, so sehe ich als die anmuthigste Pierde des Festes die fröhliche, liebliche Kinderschaar; auch meine Thora jubelte mit den älteren ob des kleinen, allerliebsten, prächtig geschmückten Schwesterchens.

Wir litten in diesem Frühjahr sehr von der Hitze. Schon der Mai kündete in seiner ungewöhnlichen Temperatur die Gluth an, welche im Sommer 1811 die ganze Welt versengen sollte; diese heißen Strahlen verbreiteten in meinem nach Mittag gelegenen Zimmer eine tropische Hitze, welche meine Erholung gänzlich zurückhielt. Deshalb ward im Familienrath beschlossen, daß ich am 1. Juni, einem Mittwoch, meinen Kirchgang in dem benachbarten kleinen Gotteshause, wo Hutwaller predigte, halten und dann am folgenden Tage nach Bernstorff, dem kühlen Asyl der Ruhe, gebracht werden solle.

Und so geschah es; die frischen, lustigen Räume des lieben Schloßchens, der nahe zu erreichende Schatten der Umgebung verfehlten nicht, eine überaus wohlthuende Wirkung auf mich auszuüben; ich genas so schnell, wie es nur immer der stille Schmerz meiner Seele zuließ; denn mehr noch als die heiße Temperatur hatte ein tiefes Leid mich auch körperlich ergriffen. Schon lange sorgten wir um die heißgeliebte Schwester meines Mannes, Emilie Rankau; sie siechte seit dem Herbst, doch hielten wir die Gefahr nicht für so nahe! Während wir am

13. Mai unsere schöne Tauffeier fröhlich begingen, umringte die verwaiste Kinderschaar in Rastorff den Sarg der besten der Mütter! Am 12. war ihr treues, engelreines, liebendes Herz gebrochen, sie war milde und gottergeben im Tode wie im Leben gewesen.

In diesem Sommer, als dem letzten, welchen wir in Seeland zu brachten, sammelten sich viele der Unsrigen um uns. Bernstorff, das Paradies Aller, die es je gekannt, sollte noch genossen werden, und nie hatte es sich in größerer Pracht gezeigt. Die unter der Oberleitung meines Mannes so glücklich angelegten Pflanzungen waren gerade jetzt bis zu dem höchsten Punkt der Schönheit herangewachsen; das Klima dieses Sommers störte bei der Nähe der See die Vegetation durchaus nicht, und die Alles versengende Tropengluth konnte uns im luftigen Bernstorff, so wie wir es damals bewohnten, nicht lästig werden. Wir benutzten nämlich beide Seiten des Hauses abwechselnd, je nach dem Stande der Sonne. Die köstlichen Abende genoß man im Freien, und auch schon während der heißen Tagesstunden durfte man sich hinauswagen; denn der dichteste Lindenschatten empfing den Heraustretenden von allen vier Seitenpertrons. Zwei davon wurden besonders benutzt; der eine führte auf die prächtigen Lindenalleen zu dem Walde hinunter, der andere aber nach den Pflegegärten. Unter diesen Linden war es, wo ich meiner Klara eine kleine versteckte Niederlassung baute, wo sie den ganzen Tag über weilte und wo ich ihr im Verstohlenen ihre Nahrung reichte. Harding, der poetische Begleiter meiner Mutter, nannte sie daher das „Lindenkind“, welche Benennung ihr noch lange verblieb.

Im Staatskalender war sie schon früher, schon im April (den 23. wurde sie eingeschrieben) unter dem Namen Klara eingetragen. Wir hatten auch das Prärogativ der holsteinischen Ritterschaft benutzt und beide Töchter zugleich in das Stift Preetz eingekauft.

Da trat in unserem Schicksal eine große Wendung ein. Wohl ward der alte Plan aufrecht erhalten, daß wir Seeland noch in diesem Herbst verlassen würden; aber nicht mehr um uns, wie es bis dahin die Absicht war, auf unserem mecklenburgischen Gute Drenslügow für den Nest unseres Lebens niederzulassen, sondern vielmehr um von da aus weiter, viel weiter, nach Wien zu ziehen!

Mein Mann war wieder in den königlichen Dienst getreten, und zwar ward dieser Wechsel der Verhältnisse auf eine sehr unerwartete

Weise herbeigeführt. Noch glaube ich den Schall des Posthorns zu hören, welches am 22. April, zwischen 2 und 3 Uhr, die Ankunft der Hamburger Briefe vor meinem Fenster verkündete, gerade in den Stunden meines Leidens; ich ahnte nicht, wie bedeutend diese Post auf meine Zukunft, ja auf mein ganzes Leben einwirken würde!

Sie brachte die Nachricht von dem Tode des alten Barons Wedell, dänischen Gesandten in Wien. Beim Empfang dieser Kunde fragt mein Mann seinen Bruder scherzend: „Was meinst Du, wenn ich um die also erledigte Stelle hätte?“ Joachim nimmt den Scherz mit vollem Ernst auf; er stellt seinem älteren Bruder vor, wie wünschenswerth der Wiener Posten eigentlich sei, wie er neben einer zweckmäßig geringen Geschäftsleistung eine so erfreuliche Stellung mit sich brächte, die der Vortheile und Annehmlichkeiten so manche vereinige, wie der König so gern auf diese Weise darüber verfügen würde; nur müsse er eilen, die Zeit zu benugen, ehe ein Anderer diesen viel begehrten Posten erhielte. Meinem Manne leuchteten all diese Gründe ein; doch die Eile wollte ihn beinahe irre machen, weil es ihm schier unmöglich bedünkte, einen in unser Leben so eingreifenden Schritt zu thun, ohne mit mir darüber zu berathen; mit mir aber durfte in den ersten acht Tagen nichts Wichtiges besprochen werden. Joachim beschwor ihn, meine Zustimmung für gewiß anzusehen und in dieser Sache zu handeln, als handele er für mich. Es geschah!

Mit rührender Freude nahm der König den Wunsch seines Bernstorff, ihm wieder zu dienen, auf. Er hatte nun den Wiener Gesandtschaftsposten, und an meinem neunten Tage, nach seinem gewohnten frühen Morgengruß, brachte er mir freundlich tändelnd die Vorstellung einer solchen Wendung in unserem Schicksal nahe und immer näher. Doch als ich's nun wirklich gefaßt hatte, daß sein Beruf uns in die große Kaiserstadt, mitten in ein so reges Treiben führen, daß wir nicht in Dreylitzow fortvegetiren, nicht auf das einförmige, einer Verbannung gleichende Leben dort beschränkt sein würden, da ergriff mich ein Freudentaumel, an dem mein Mann sich ergözte, bis er zu seinem Schreck bemerkte, daß sich derselbe auch des noch geschwächten Körpers bemächtigte; ein Fieberschauer folgte dem anderen. Es ward zum Arzt geschickt, dem es mit Gottes Hülfe sehr bald gelang, meine Gesundheit wiederherzustellen. Nun blieb von dieser Erschütterung nur

die reine Freude zurück, rein in Beziehung auf meinen Gemahl und mich. Die Trennung von meiner Mutter, von den Meinen allen war freilich schmerzlich; aber die Jugend ist sanguinisch, sie berechnet selten, oder wenn sie einmal berechnet, so fällt das Ergebniß immer zu Gunsten ihrer Wünsche aus.

Der 5. Juli dieses Gnadenjahres 1811 ward ein wichtiger Tag für unser Haus; denn es zog ein Engel in dasselbe ein, ein wahrer „Engel in irdischer Gestalt“, der ein schweres, wenn auch recht eigentlich für den Himmel vorbereitendes Geschäft zu übernehmen kam! Schon vor der Schilderung von Charlotte Clausewitz' Treue für unsere Jugend erwähnte ich, daß wir eine Gouvernante aus der Schweiz erwarteten; diese nun war es, deren Ankunft uns sehr bewegte. Nicht ohne Bedeutung erschien uns ihr Name: Seraphine; denn das klare braune, kindliche Himmelsauge verkündete uns schon den Seraph, welcher sich nach und nach immer mehr und mehr enthüllte. Seitdem haben die Schwingen des Engels sich ganz entfaltet, und sie ist in ihre wahre Heimath zurückversetzt! Ich blicke auf ihr mich noch oft umschwebendes Bild wie auf das einer Heiligen. Und wer war denn dieses holde Wesen, welches, so allein vom fernen Süden kommend, sich bei uns einfand? Es war Seraphine Courvoisier, die Tochter eines Uhrenfabrikanten in Locle, der plötzlich seiner Familie durch den Tod entziffen war und sie in Folge unglücklicher Verwickelungen in großer Dürftigkeit hinterlassen hatte. Als wir uns von Demoiselle Mathé trennten, hatten wir die treffliche Philippine Dupont, die Erzieherin im Rangkautschen Hause, befragt; sie konnte und wollte uns eigentlich keine nennen, erwähnte indeß einer ausgezeichneten Familie, in der sie selbst ihre Kindheit und Jugend zugebracht hatte, die Courvoisiers, Eltern vieler Kinder. Damals waren die Courvoisiers so wohlhabend, daß von Uebernahme einer Stellung der Töchter bei Fremden keine Rede sein konnte. Durch den jähen Tod des Familienvaters aber brach eine nie geahnte Noth über sie herein, nicht durch Schuld des trefflichen Vaters, sondern durch Betrug des Kompagnons. Da entschloß sich die 17jährige Tochter Seraphine, unser Anerbieten anzunehmen und die Erziehung unserer Kinder zu übernehmen, und Gott sei Lob, der Entschluß hat sie nie gereut. Wir kannten sie durch die Briefe an ihre Freundin.

Ich war eben mit meinem Säugling, dem Lindenkinde, unter jenen ehrwürdigen, alten Bäumen beschäftigt, als mein Mann mir die schüchterne holde Schweizer-Jungfrau zuführte; ganz in Trauer gekleidet, in Demuth und Rührung trat sie gesenkten Blickes vor mich und sprach einige begrüßende, ich möchte fast sagen bittende Worte mit so eigen melodischer, volltönender und fester Stimme aus, daß sie mich gleich ganz gewann. Durch all ihre Schüchternheit blickte doch Festigkeit und Entschiedenheit hervor, ihre mädchenhafte Blödigkeit war ganz unbefangen; man sah, indem man ihr liebliches Aeußere bewunderte, daß sie keine Ahnung davon hatte. Aus der Unschuldswelt des nie verlassenen elterlichen Hauses in dem begrenzten Voche-Thale kam sie zu uns, und hier entwickelte sich gar bald eine Reife des Geistes in ihr, die Staunen erregte. Die Kinder schlossen sich ihr schnell und zärtlich an, und sie war und blieb ihnen eine vortreffliche Pflegerin und Schützerin; denn was ist die Erziehung eigentlich Anderes als eine Schutzwehr gegen üble Eindrücke? Sie kannte ihre Sprache durch und durch und gab darin wie in manchem Anderen recht guten Unterricht. Die ältesten ihrer Zöglinge wurden ihr sogleich übergeben, und Charlotte stand mir in der Oberaufsicht über alle bei; denn wahrlich in einem Taubenschlag, wie Bernstorff es in jenem Sommer war, konnte die Hausfrau neben ihrem Geschäft als Amme nicht eben viel Muße erübrigen, und ich konnte es um so weniger, da mich diese im Ganzen so süße Beschäftigung damals dennoch beängstigend in Anspruch nahm. Die Kleine nahm zwar an Umfang gewaltig zu, war aber sehr unruhig; sie litt offenbar auf eine oder die andere Weise, ohne daß wir die Ursache zu entdecken vermochten. Später habe ich mir oft mit Betrübniß gesagt, daß mein Inneres wohl bei der bevorstehenden Auflösung unseres Haushalts, bei dem nahen Abschied vom geliebten Seeland und dem nicht fernen von meiner Mama und ihren Begleiterinnen zu aufgereggt gewesen sein mochte!

Ich fand meine kleine Klara schon damals wunderhübsch, freute mich aber nicht wenig, als die Brunschen Töchter, die kürzlich aus Italien kamen und für Kunstkennerinnen galten, über die regelmäßigen Züge des Kindes staunten und mir versicherten, sie sähen in ihr eine werdende Schönheit. Weshalb aber war mir ein solcher Ausspruch so sehr willkommen? Ist denn das Glück im Gefolge dieser glänzenden

Gabe? Nein, alle Erfahrung lehrt das Gegentheil! Dennoch aber hat sie etwas so Anziehendes für uns arme nach außen gewandte Menschen, daß wohl jede, auch sonst ganz solide Mutter sich eines solchen Ausspruchs freuen würde, ohne zu bedenken, wie manche Störung in die Ausbildung einer früh sich verkündenden Schönheit hemmend und verderbend einzugreifen vermag! Meinem Engel raubte spätere Kränklichkeit zeitweise alle Blüthe; dieses körperliche Leiden bewahrte sie aber auch vor Eitelkeit und nahm ihr jedes Bewußtsein von Schönheit, und dennoch war und blieb sie so rührend schön, daß kaum Jemand dem Zauber ihres tiefen Blickes widerstand!

Die betrübten Abschiede und bitteren Trennungen begannen mit der allerschwersten von meiner Marianne. Ihr Kränkeln hatte sich nach und nach wieder eingestellt; kein Arzt schien es zu verstehen, nur der Wallöer allein war glücklich in Behandlung jenes räthselhaften Uebels gewesen. Da uns nun eine lange beschwerliche Reise, das unruhige Getriebe in Holstein und so Manches bevorstand, dem wir ihre schwache Gesundheit nicht aussetzen durften, so ward beschloffen, sie wieder dem treuen Schutze unsererer Sophie Hobe anzuvertrauen. In Wallöe wußten wir sie ja auf alle Weise geborgen, und der Vater, welcher fürs Erste wenigstens in Dänemark blieb, konnte sie daselbst öfters aufsuchen. Ich habe es nie bereuen dürfen, dem Kinde dieses Opfer gebracht zu haben, und doch ist es traurig, wenn eine so zusammengehörende kleine Herde getrennt wird, und man opfert mit jedem Jahre der Entwicklung, der man selbst bei einem so lieblichen kleinen Wesen zu folgen entsagt, sehr viel und ganz Unerseßliches auf! Die letzten Tage mit dem Herzenskinde wurden schon zu einem langgedehnten Abschiede; unser Kreis ward immer stiller, meine Stimme, ich hörte es selbst, klang traurig wie eine Scheidestunde, mein ganzes Herz drängte sich in jede Kleinigkeit, welche noch für das liebe Kind zu besorgen blieb, und die Thräne war nahe, bis das Vorfahren des Wagens, der mir den Liebling entführen sollte, sie strömen machte!

Die Stunde, in welcher ich mich auf Friedrichsberg bei der vortrefflichen Königin empfehlen mußte, war mir auch recht schwer; um so schwerer, da die Herrschaften es immer nicht recht zu begreifen, ja kaum zu verzeihen vermochten, daß mein Mann seinen früheren so wichtigen Posten aufgegeben, daß er sogar das Land hatte meiden wollen, um in

Mecklenburg auf seinen Gütern zu leben. Dennoch entließ sie mich zuletzt äußerst freundlich und mit wahrer Rührung; sie erhob ihre Stimme und gab mir einen Segen, den ich noch ungefähr in folgenden Worten zu hören glaube: „Ziehen Sie denn mit Gott und seinen Schaaren! Ihr Fuß gehe Pfade des Friedens und der Freude und sei gewendet vom Unglück jeder Zeit!“

Keiner der Abschiede kostete mir jedoch mehr als der von Seelands schönen und lieben Gegenden, von dem Lande unserer Jugend, unserer Liebe. War es uns doch, als könnte unser Herz, unser Auge nicht von ihm lassen! Es war ein langes, langes Lebewohl; denn schon viele Tage vorher füllte sich das Auge bei jedem Blick auf die reizende Landschaft und senkte sich nur, um schwere Thränen zu verbergen!

Aber, wird der Leser fragen: Ihr waret ja unabhängige Leute; warum legtet Ihr Euch einen Abschied auf, der Euch so schwer fiel, warum hattet Ihr Euch schon, ehe Ihr Wien zum Ziel Eurer Wünsche erwähltet, den Plan gemacht, Euer geliebtes Vaterland zu verlassen? Weil wir eben einerseits nicht ganz so unabhängig waren, wie es Euch bedünken mag; weil nicht nur der Zuschnitt unseres Hauses für unsere Einkünfte zu groß, der doppelte Haushalt in der Stadt und auf dem Lande zu kostspielig, sondern auch weil die Unterhaltung des großen Bernstorffer Schlosses und besonders der weitläufigen Gartenanlagen unser Vermögen um Vieles überstieg; weil auch das Vaterland von dem Augenblicke an, da mein Mann den dänischen Dienst verließ, aufgehört hatte, unsere Heimath zu sein.

Seine Güter lagen in Mecklenburg; sie allein boten ihm eine Heimath und einen Wirkungskreis, der freilich immer schön genug hätte sein können, wenn er ihm nicht vorerst die diplomatische Karriere vorgezogen hätte! Und schwerlich würde er sie vorgezogen haben, wenn eben Seeland und unser geliebtes Bernstorff, die Wiege seiner Kindheit, auch die unserer Töchter hätte bleiben und die der zu erhoffenden Söhne hätte werden können. Gern hätten wir es indeß gesehen, ja es würde uns bei diesem Aufbruch zum wahren Trost gereicht haben, wenn Jochen das Schloß Bernstorff mit seiner Umgebung hätte behalten, oder wenn Magnus, dessen Eigenthum das Gut war, es mit dem Schloß wieder hätte vereinigen können. Allein Jochen meinte mit Recht, die Unterhaltungskosten von Bernstorff seien doch nicht im Verhältniß zu seinem

zwar bedeutenden, aber nicht unermesslichen Vermögen, und für Magnus wären sie vollends unerschwinglich gewesen.

So mußte denn geschieden sein von dem Paradies der Jugend und der Liebe, und die Tage, ja die Wochen vor dieser letzten Trennung wären bitter gewesen, wenn der Schmerz sich nicht nach oben gewendet und dort seine Weihe erhalten hätte!! Liegt schon bei jedem Scheiden ein so tiefer Ernst in dem Gedanken: „Das Alles siehst Du vielleicht zum letzten Male!“ giebt dieser Gedanke dem Gefühle tiefere Wahrheit, der Freude einen leise veredelnden Schauer und dem Leben einen höheren Schwung; in wie sehr gesteigertem Grade noch, wenn die Vorstellung des Scheidens, wie das hier der Fall war, alle Gewohnheiten der Liebe, ja das Band zerreißt, welches uns an die Heimath knüpft! Aber eben deshalb verstummt das Wort von solchem irdischen Weh; es verstummt ebenfalls von dem Trost, den der Himmel herabsenkt, und von der Hoffnung, die nach jenem Himmelsparadiese weist, wo wir Alles im verklärten Lichte wiederfinden, was wir hier lassen mußten!

